Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 3 Leipzig, den 20. Januar **1898**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Meinest du, ein toter Mensch werde wieder leben! — Der gegenwärtige Stand der deutsch-evangelischen Heidenmission: 2. Afrika — In Sachen der Ritschlschen Theologie. Erste Hälfte — Die gegenwärtige Aufgabe des Evangelisch-sozialen Kongresses — Die Bekämpfung der Sozialdemokratie — Verschiedenes: Das Narrenschiff; Ludwig Rütimeyer; Drumtochty; Ein neuer Fund — Anzeigen

Meinest du, ein toter Mensch werde wieder leben!

Hiob 14, 14

Wer den Tod des Gottlosen stirbt, ist ein Sünder! Und Hiob sieht solchen Tod vor Augen.

Aber Hiob weiß, daß er kein Sünder ist, er weiß sich schuldlos und rechtschaffen vor Gott. Und doch hat ihn die schmerzhafteste, entsetzlichste, unheilbare Krankheit ergriffen — ausgestoßen und verachtet muß er unter fürchterlichen Leiden dahin siechen, bis er zum Hades fährt.

Giebt es für ihn Trost? — Drei Freunde kommen, ihn zu trösten. Aber beim Anblick seines Elends müssen sie verstummen. „Und sie saßen mit ihm an der Erde sieben Tage lang, ohne daß einer ein Wort zu ihm redete, denn sie sahen, daß sein Leid übergroß war"*) (2, 13). Erst als Hiob selbst sein gequältes Herz in furchtbaren Klagen, Verwünschungen und Verfluchungen ausschüttet, finden sie die Worte zu Mahnung und Trost.

Aber ihr Trost macht Hiobs Seelenschmerz noch größer. Sie suchen ihm Hoffnungen auf Besserung und Genesung zu erwecken. Sie sagen: Gott läßt es den Seinen schließlich doch gut gehen, darum:

Selig der Mensch, den Eloah rügt,
Und des Allherrn Zucht verschmähe nicht!
Denn er verwundet und verbindet,
Zerschlägt, doch seine Hände heilen.

Aus sechs Drangsalen reißt er dich,
In sieben rührt an dich kein Unglück. — —

Vor der Seuche Geißel bist du geborgen,
Nicht bangst du, wenn Verwüstung kommt. — —

Du gehst in Reife ein zum Grab,
Wie die Garbe einkommt zu rechter Zeit. (5, 17 ff.)

Welcher Hohn auf seine Lage ist solche Tröstung! Er kann ja nicht geheilt werden, bald muß er den „Tod des Sünders" sterben — was sollen ihm da solche Luftschlösser? Und bitterer noch ist der versteckte Vorwurf, der darin liegt: dein Leid ist verschuldet, verschuldet durch Sünde. Und wenn Gott es nicht wendet, so verdammen auch wir dich, wie Gott dich verdammt.

Wenn wirklich rein du bist und redlich,
So stellt dein Recht er wieder her;
Dann wird gering dein Anfang sein,
Dein Ende macht er übergroß. (8, 6 f.)

„Wenn wirklich!" — aber sie glauben nicht an Hiobs Unschuld. Schon daß er sie beteuert, ist eine gefährliche, bedenkliche Sache. Es wird ja, so meinen sie, hoffentlich keine schwere Sünde sein, die er begangen hat. Aber: wo Strafe zu sehen ist, da war auch Sünde. Und Sünde ist überall:

Ist vor Eloah ein Mensch gerecht,
Ist rein ein Mann vor seinem Schöpfer? (4, 17)

Darum — es kann alles wieder gut werden, bereue deine Sünde, wende dich zu Gott zurück:

Doch ich, nach Gotte würd ich fragen,
Gott stellt ich meine Sach anheim,
Der große Dinge unerforschlich,
Der unzählbare Wunder thut. (5, 8 f.)

Empört fährt Hiob auf unter der Last solchen Trostes. Er leidet schuldlos, er hat nichts zu bereuen — und wenn Gott ihn straft, so hat Gott unrecht! Freilich, daß er nicht frei von Mängeln ist, will Hiob nicht leugnen. Aber sein Unglück steht nicht im Vergleich zu seiner Verfehlung. Ueberhaupt ist ihm seine Religion nie ein Lohn- oder Rechtsverhältnis zu Gott gewesen. Er kann sich nicht darein finden, daß sie es jetzt sein soll. Sein Verhältnis zu Gott war vielmehr das treuer Ehrfurcht. Nie hat er ihm den Gehorsam aufgekündigt, nie sich wider ihn absichtlich aufgelehnt — und doch muß er jetzt in Gott seinen Feind sehen. Gewiß, einen Anlaß zu seiner Feindschaft mag Gott in Hiobs Wandel herausgefunden haben. „Wie hätt ein Mensch bei Gotte Recht?" (9, 1).

Wär ich im Recht, mir fehlte Antwort,
Zu meinem Richter müßt ich flehen!
Wär ich der Kläger, er gäbe nicht Antwort,
Nicht glaub ich, daß er mich anhörte.

Er, der im Sturme mich erhascht,
Mir viele Wunden grundlos schlägt,
Mir Atem zu schöpfen nicht gestattet,
Vielmehr mit Bitterkeit mich sättigt!

Gilts Kraft des Starken: siehe ihn!
Doch gilts das Recht: wer setzt ihm Termin an?
Wär ich im Recht, mein Mund verdammt mich,
Wär schuldlos ich, er macht zum Schelm mich:

Schuldlos bin ich, was liegt mir am Leben!
Ich verschmähe mein Dasein — einerlei ists!
Schuldlos oder schuldig — Er vernichtet!
Wenn Er nicht, ja, wer ist es dann? (9, 20 ff.)

Aber hat Gott denn „blöde Menschenaugen" (10, 4), daß er um eines unbeabsichtigten Fehltrittes willen einem Schuldlosen zürnt?

Was ist der Mensch, daß Du sein achtest,
Daß Du Dein Augenmerk auf ihn stellst,
Ihn untersuchst an jedem Morgen,
In jedem Augenblick ihn prüfst? — —

Und warum tilgst Du mein Vergehn nicht
Und lässest hingehn meine Schuld? (7, 17 ff.)

Du gabst mir Leben und Lebenslust,
Dein Aufsehn hat mir den Odem bewacht —
Doch dies verbargst Du in Deinem Herzen,
Ich merk es, dies war Deine Absicht:

*) Das Zitat ist, wie auch die folgenden, der Uebersetzung von **Bernhard Duhm** (Freiburg, Mohr, 1897. 1.20 Mk., geb. 2 Mk.) entnommen. Diese Uebersetzung will in erster Linie „solchen gebildeten Laien einen Dienst erweisen, die sich für die wichtigsten Probleme der Menschheit religiös oder philosophisch oder wenigstens kulturgeschichtlich zu interessiren vermögen" (Vorwort S. V). So bietet Duhm uns den Hiob als ein Stück Weltlitteratur. Eine knappe, trefflich orientirende Einleitung ist vorausgeschickt. Der Text selbst wird ohne jeden gelehrten Apparat gegeben.

Fehlt ich, so wolltest Du mich bewachen,
Mich nicht von meiner Schuld befrein;
Hätt ich gefrevelt, wehe mir!
War fromm ich, sollt ich mein Haupt nicht heben.
(10, 12 ff.)

Je mehr Hiob beteuert, daß er sein Elend sich nicht selbst zugezogen, sondern daß Gott es ihm unbegreiflicherweise geschickt hat, desto mehr bemühen sich die Freunde, ihm nachzuweisen, daß er ein Sünder sei, daß Gott ein gutes Recht habe, jetzt Hiobs Feind zu sein.

Ja, Gott ist sein Feind! Das glaubt auch Hiob:

Sein Zorn zerreißt und streckt mich nieder,
Er knirscht auf mich mit Seinen Zähnen,
In Frieden war ich, Er zerbrach mich,
Griff mich am Nacken und zerschlug mich.
(16, 9. 12.)

Aber verlassen von aller Welt, preisgegeben von seinen letzten Freunden rafft er sich auf zu einem kühnen Entschlusse der Verzweiflung. Das Alleinsein und Verstoßensein mordet seine Seele. Er muß einen Freund haben, der ihn nicht verdammt. Ein Zeuge muß aufstehen und seine Unschuld darthun. Ein Bluträcher muß eintreten für sein schuldloses vergossenes Blut. Und dieser Freund, Zeuge, Bluträcher gegen den zornigen Gott — wird Gott selbst sein!

Wenn Hiob vom Todesgrauen am schaurigsten gepeinigt wird, dann klingt erst schwach — dann immer stärker in seiner Seele die Hoffnung an: Gott, der einstmals sein Freund war, müsse sich künftig, andern Sinnes geworden, wieder an seinen Freund Hiob erinnern. Aber wird es dann nicht zu spät sein?

Denn jetzt zum Staube leg ich mich,
Und suchst Du mich, bin ich dahin. (7, 21)

Ach, mit dem Tode ist ja alles aus!

Denn wohl giebts Hoffnung für den Baum:
Wird er gefällt, er wird nicht sterben,
Wird leben und wird wieder treiben,
Und sein Gesproß läßt nimmer ab; — —
Jedoch der Mann stirbt und liegt starr,
Der Mensch verscheidet, und wo blieb er?
Bis der Himmel vergeht, erwacht er nicht
Und regt sich nicht aus seinem Schlafe. (14, 7 ff.)

Und doch — es kann nicht sein! Hiob kann sein „Recht" nicht fahren lassen, kann — wie wir sagen würden — den sittlichen Wert seiner Person nicht für ewig preisgeben. Und dies Recht, diesen Wert muß Gott anerkennen. Gott muß einst seinen Zorn gegen den Schuldlosen bereuen. Aber dann ist Hiob tot! Wird Gott dann noch einen Ausweg wissen?

O daß Du im Scheol*) mich bärgest,
Versteckest, bis Dein Zorn sich wandte!
Ein Ziel mir setztest und dann mein dächtest —
Wenn stürb ein Mann und wieder lebte!**)
All meine Frohnzeit wollt ich harren,
Bis daß Ablösung für mich käme!
Du riefest dann, ich gäbe Antwort,
Nach Deinem Geschöpf trügst Du Verlangen.
(14, 13—15)

Darum, wenn Gott mich getötet hat:

Erde nicht verbirg mein Blut!
Nicht finde Ruhe mein Geschrei!
Im Himmel, siehe, ist mein Zeuge,
Mein Eideshelfer in den Höhen. (16, 18 f.)

So bricht endlich bei Hiob nach der tiefsten, trostlosesten Verzweiflung die sichere Erwartung, die Gewißheit durch: Und bin ich tot, so wird noch an meinem Grabe Gott ein „Zeichen" thun für meine Unschuld, so werde ich gerechtfertigt werden, und außer dem Leibe wird mein abgeschiedner Schemen — ich selbst! — Gott sehen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,

Ein Stellvertreter überm Staube,
Ein Andrer steht mir auf als Zeuge,
Der richtet dann sein Zeichen auf!

*) Im Hades, in der Hölle.

**) Diese Worte übersetzt Luther: „Meinest du, ein toter Mensch werde wieder leben!

Außer dem Leibe seh ich Gott,
Den Ich, für Mich ich sehen werde,
Ich selber werd ihn sehn, kein Fremder —
Es vergehn meine Nieren in meinem Busen.
(19, 25—27)

Hiob erwartet nicht, ewig zu leben. Nur auf einen Augenblick Gott schauen dürfen! Gott, den Zeugen seiner Unschuld! Und dann gerne schlafen den ewigen traurigen Schlaf des Todes im Hades. Ihm ist es genug, daß er sich als Sieger weiß im Kampf mit Sünde und Tod.

Er weiß sich nicht nur — er ist auch Sieger. Was Jesus für alle die Seinen und für alle Zeit errungen hat, das erkämpft hier Gottes heiliger Geist in Hiob für eine Seele und für einen Moment: Hiob überwindet in Gottessehnsucht und Gotteskraft durch sein geängstetes gutes Gewissen die Macht des Todes. „Hier an dieser einzigen Stelle des Alten Testaments — so sagt Duhm in seinem Kommentar zu Hiob*) — lernen wir, wie die religiöse (nicht die psychologisch-animistische) Unsterblichkeitshoffnung entsteht. Daß sie sich zunächst nur auf Eine Person und Einen Augenblick beschränkt, ist gerade ihr Vorzug; die Hoffnung auf alle mit Gott verbundnen Frommen und auf ewige Zeit auszudehnen, ist ein Leichtes, sobald nur erst die Macht des Todes überwunden ist. Die beiden Faktoren aber, die hier zusammen wirkten, sind: erstens das Bedürfnis der sittlichen Persönlichkeit, sich gegen die Unterdrückung durch ein ungerechtes Geschick zu behaupten, zweitens das Bedürfnis der religiösen Persönlichkeit, Gott zu sehen und seine Freundschaft zu erleben." Schiele

---

Der gegenwärtige Stand der deutsch-evangelischen Heidenmission

2. Afrika

Insgesamt rechnet man in Amerika bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 122 Millionen 14 Millionen Heiden. Die Bevölkerung von Afrika wird auf 164 Millionen, und darunter die Zahl der Heiden auf 125 Millionen geschätzt, d. h. wir schreiten zu einem um das Neunfache ausgedehntern Missionsgebiet, wenn wir von der neuen Welt dem schwarzen Erdteil uns zuwenden.

Das Verhältnis Europas zu Afrika ist lange Zeit ein sehr kühles gewesen. Nachdem vor jetzt vierhundert Jahren (1498) der Seeweg nach Ostindien gefunden war, hat man wohl Afrika umschifft, aber es war nicht das Ziel von Handel und Forschung wie Amerika und Indien. Noch vor reichlich hundert Jahren (1788) waren nur die Küsten näher bekannt: in Aegypten und Senegambien das Hinterland bis zu 600 Kilometern, an der Westküste nur bis 100, im Kapland bis zu 350 Kilometern. Dann begann die planmäßige Erforschung, vor allem seit den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts. Daß zwei deutsche Missionare in der Erschließung Ostafrikas einen Namen sich erwarben, da Krapf den Kilimandjaro und Rebmann den Kenia entdeckte, darauf dürfen wir Missionsfreunde ebenso stolz sein wie auf die geographischen Entdeckungen ersten Ranges, die dem Schotten Livingstone die Bestattung in der Westminsterabtei Londons eingetragen haben. Für die lange Vernachlässigung wurde Afrika nun reichlich entschädigt: es begann der Wettlauf europäischer Staaten, dort Kolonien zu erwerben, und auch Deutschland griff noch im letzten Augenblick zu. Von dem Fortgang der Kolonialpolitik ist auch die Entwicklung der Mission nicht wenig beeinflußt worden.

Die Sklaverei, die der evangelischen Missionsarbeit in Westindien lange Zeit eine besondre Signatur aufdrückte, hatte

*) Kurzer Hand-Kommentar zum Alten Testament, herausgegeben von Marti, Lieferung II: Das Buch Hiob, erklärt von Duhm (Preis einzeln 4,80 Mk., in Subskription 3,60 Mk.). Dieser Kommentar giebt dem Fachmanne die mühsame gelehrte Vorarbeit für unsre Uebersetzung, zugleich aber auch den reichen Ertrag eines tiefen Nachdenkens und eines kongenialen Eindringens in die Rätsel des Hiobbuches. Zu Buddes trefflichen Hiobstudien wird Duhms Arbeit vielen Theologen eine dankenswerte Ergänzung und Weiterführung sein.

ihre Wurzeln in Westafrika. Hier war der Sitz des großen organisirten Sklavenhandels, der die Hauptausfuhr Westafrikas ausmachte. Und dies die Schuld Europas! Denn erst durch die Nachfrage für Amerika wurde die „schwarze Ware" ein geläufiger Handelsartikel, und der Menschendiebstahl en gros, der Sklavenhandel, erhielt seine bekannte furchtbare Ausdehnung — im Jahrhundert der Aufklärung! Damals haben die Araber diesen Erwerbszweig an sich gerissen, den sie auch jetzt noch im Innern Afrikas in der Hand haben. Aber sie waren doch nur die Lieferanten; die europäischen Nationen, die mit einer Kette von Forts die Westküste besetzt hielten, waren die Exporteure.

Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Sachlage für eine zivilisatorische Einwirkung der Europäer alle Voraussetzungen fehlten, geschweige für eine Missionsthätigkeit! Daß die Herrnhuter trotzdem schon damals (1737, 1768) versucht haben, an der Goldküste sich niederzulassen, ist nur historisch von Interesse. Denn erst, als das Bewußtsein von der Verwerflichkeit des Sklavenhandels erwachte, wurde in weitern Kreisen der Gedanke lebendig, daß auch den Negern in ihrer Heimat das Evangelium verkündigt werden müsse. Ja, der erste Anfang der Mission in Westafrika steht sogar in unmittelbarer Verbindung mit der Antisklavereibewegung. Denn es war die Besiedlung der Sierra Leoneküste mit befreiten oder frei gewordnen Negern (1787), die englische und amerikanische Gesellschaften dorthin zog. Dann erfolgte am Anfang unsers Jahrhunderts von Amerika aus die Gründung des Negerfreistaats Liberia (1817), der das Gebiet der alten Pfefferküste umfaßt. Hier hat allerdings auch einmal eine deutsche Gesellschaft, die Basler, von 1827—1831 eine kurze Thätigkeit entfaltet, aber die geschichtlichen Beziehungen dieses merkwürdigen Staatswesens wiesen es doch auch in kirchlicher Hinsicht auf Amerika, dessen Einrichtungen man mit mehr Eifer als Weisheit herübernahm.

Ist die Thätigkeit der Basler hier nur eine Episode geblieben, so ist die Goldküste ein Missionsgebiet, mit dem sie seit 1828 mit kurzer Unterbrechung (1840—1843) aufs engste verknüpft sind — schon durch ihre Toten! Hat doch allein in dem Jahr 1895 das mörderische Klima elf Personen aus dem Kreise der von Basel Ausgesandten dahingerafft, d. h. ein Viertel der dort stationirten Missionare und Missionsfrauen! — Warum wird nun dieses Todesland nicht aufgegeben, da doch unter günstigern klimatischen Verhältnissen noch große weite Völkermassen das Evangelium nicht vernommen haben? In Basel urteilt man nüchtern und hält doch an der Goldküste fest! Man machte das Experiment (1840), durch christliche Negerfamilien aus Westindien den Bewohnern der Goldküste das Evangelium zu bringen. Der Versuch ist kläglich gescheitert und erregt nur noch in missionstheoretischer Hinsicht Beachtung. Und trotz dieses Mißerfolges, trotz der großen Opfer an Menschenleben haben die Basler die Goldküste nicht verlassen! Woher diese Zähigkeit? In der Kleinen Missionsbibliothek von Burkhardt-Grundemann lesen wir, daß der erste Prediger der bischöflichen Methodisten Nordamerikas, Cox, vor seiner Abreise nach Liberia zu einem Freunde sagte: „Wenn ich sterbe, mußt du kommen und mir die Grabschrift setzen!" — „Und welche?" — „Laß tausend Missionare sterben, ehe Afrika aufgegeben wird." Er starb einige Monate nach seiner Landung in Monrovia (1833). Es giebt auch ein missionarisches Heldentum! und wie der deutsche Patriot jenen kleinen Friedhof bei Gravelotte, der die schlichte Ueberschrift trägt: „Hier ruhen 3000 Krieger" als ein Heiligtum betrachtet, das er, wenn es nötig sein sollte, mit neuem Blut verteidigen würde, so verspürt auch der Christ etwas von dem Zauber der Gräber großer Toten. Das sind Stimmungen, die in der Mission ihr Recht haben wie im Leben der Völker; aber sie allein würden die dauernde Behauptung dieses gefährlichen Gebietes doch nicht zu rechtfertigen vermögen. Einige wenige Ziffern aber üben diese Beweiskraft. Die Zahl der Christen an der Goldküste betrug im Jahre 1844: 35,
1864: 901,
1884: 6108,
1897 fast 15000 (14905)!

Mit andern Worten, die heidenchristliche Kirche, die hier gesammelt worden ist, ist die größte, die Basels Leitung anvertraut wurde, größer selbst als die in Indien (13161); ein Thatbestand, der weitere Erörterungen erübrigt.

Im Hinterlande der Goldküste liegt das vielgenannte Asante. Dort lebt ein kriegerisches Volk, das den Engländern viel zu schaffen gemacht hat und das gespannte Interesse aller Missionskreise auf sich zog, als 1869 die Missionare Ramseyer und Kühne nach der Zerstörung der Station Anum am linken Ufer des Volta in die Gefangenschaft nach Kumase fortgeschleppt wurden, um dort fünf Jahre den Tod vor Augen zu haben, und schließlich doch noch die Freiheit zu erhalten. 1896 hat endlich England den Zeitpunkt für gekommen erachtet, die Selbständigkeit von Asante zu brechen. Ueber das Vorgehen der britischen Regierung zum Zweck der Annexion des Landes haben wir hier nicht zu urteilen, im Interesse der Ausbreitung des Christentums können wir uns über den Effekt nur freuen. Denn damit ist nun ein durch Menschenopfer und schreckliche Sitten berüchtigtes und durch seine Kraft gefährliches Volk unsrer Einwirkung zugänglich gemacht. Und es war eine schöne Fügung, daß es gerade Ramseyer beschieden gewesen ist, die Mission der Basler in Kumase zu beginnen.

Der nordöstliche Vorposten dieser Gesellschaft, Bismarckburg, liegt bereits im Togoland. Hier treibt die norddeutsche Missionsgesellschaft „mit kleiner Kraft ein großes schweres Werk," wie ihr Leiter in einem gedankenreichen Rückblick auf die dortige fünfzigjährige Thätigkeit vor einigen Monaten gesagt hat. Auch diese Gesellschaft hat wie die ihr benachbarte und besonders nahestehende Basler unter dem Zeichen des Todes gestanden. Das hat auch auf die Ergebnisse der Missionsarbeit eingewirkt. Der äußere Erfolg erscheint sogar recht klein, wenn wir lesen, daß auf den vier Hauptstationen jetzt 1844 Heidenchristen gezählt werden. Diese Ziffer aber bedeutet sehr viel, wenn wir beachten, daß noch vor zehn Jahren die evangelische Kirche der Evheer nur 556 betrug, sie also in dem letzten Jahrzehnt sich verdreifacht hat! Und dieses Volk von etwa zwei Millionen wird uns als ein hochbegabtes und aufstrebendes geschildert, es hat durch die Mission bereits eine Schriftsprache erhalten, und man weissagt ihm eine große Rolle in der Christianisirung Afrikas. Solche hoffnungsfrohen Urteile eines kühlen Kritikers wie des Missionsdirektors Zahn haben für uns ein besondres Interesse, weil die Hälfte der Stationen auf deutschem Gebiet liegen.

Daß es jetzt auch in Kamerun eine deutsch-evangelische Mission giebt, verdanken wir dem Umstande, daß Deutschland 1884 dort seine Flagge gehißt hat. Die englischen Baptisten — seit 1844 dort in Arbeit — konnten sich mit der deutschen Okkupation nicht befreunden; andrerseits wurde in Deutschland der lebhafte Wunsch laut, daß eine der zahlreichen deutschen Gesellschaften der $3^1/_2$ Millionen Heiden sich annehmen solle, die durch die Annexion uns zugeführt worden waren. Diesen Wünschen entsprach in liebenswürdigster Weise die Basler Gesellschaft, und der Erfolg hat bewiesen, daß dieses Kolonialgebiet keiner bessren Hand hätte überwiesen werden können. Ich muß der Versuchung widerstehen, auf Einzelheiten einzugehen, und bemerke nur, daß das freundliche Bild, das die treffliche aus Anlaß der Kolonialausstellung in Berlin (1896) verfaßte Schrift „Die Missionen in den deutschen Kolonien" von der Mission in Kamerun zu entwerfen vermochte, durch den letzten Basler Jahresbericht seine weitere Bestätigung gefunden hat. Wir müssen es als einen schönen Erfolg betrachten, daß nach dem Abschluß des ersten Jahrzehnts bereits an hundert Orten (neun Hauptstationen) das Evangelium verkündigt wird, daß hier 1500 Heiden getauft werden konnten und 1900 Schüler den Unterricht der Missionsschulen besuchen. Daß auch bereits litterarische Arbeiten in der Duallasprache begonnen haben, ist bei einer Gesellschaft, die einen Christaller hervorgebracht hat, selbstverständlich. Aber auch in der Errichtung eines Gehilfenseminars für Eingeborne wie in der Anlage von Tischler- und Schmiedewerkstätten — Schneider würden wohl noch nicht auf ihre Rechnung kommen — erkennen wir, daß diesem jungen Missionsgebiet die reichen Erfahrungen einer vortrefflich organisirten großen Gesellschaft zu gute kommen.

In den Gebieten, die an Kamerun angrenzen — Niger-

gebiet und Altkalabarbucht im Westen oder Nordwesten, Französisch-Kongo, Kongostaat, Angola im Osten, Südosten und Süden — sind zwar auch protestantische Missionare thätig, aber solche nichtdeutscher Nationalität.

Wir sahen, daß durch die Kolonialbewegung die Mission in Kamerun angeregt worden ist, und wir werden noch andre Gebiete kennen lernen, wo das ebenso der Fall ist. Um so bedeutsamer ist die Thatsache, daß infolge der Aufteilung Westafrikas durch europäische Mächte die Aussichten der evangelischen Mission für Westafrika als Ganzes sich verschlechtert haben. Denn die römisch-katholischen Mächte Portugal, Frankreich, Spanien und der Kongofreistaat, der über kurz oder lang an Belgien oder an Frankreich fällt, verfügen über einen Flächeninhalt von fast 6 Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von $35\frac{1}{2}$ Millionen, während die protestantischen Mächte England, Deutschland, Liberia nur über ein Territorium von noch nicht $1\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von etwa $27\frac{1}{2}$ Millionen gebieten. Diese erst neuerdings eingetretne Verschiebung ist bei der Eroberung Afrikas für das Christentum deshalb von Belang, weil Westafrika der volkreichste Teil Afrikas ist, denn seine 63 Millionen bilden mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung dieses Erdteils. Es ist wiederum Zahn, dem wir die Aufdeckung dieser bedeutungsvollen Perspektive verdanken.

Aber mehr als die konfessionelle Zukunft Westafrikas interessirt uns im Augenblick Südafrika. Man schätzte wohl schon seit langem seinen feurigen Wein, das Produkt der Reben, die vor hundert Jahren die französischen Emigranten dorthin verpflanzt haben; unter dem Fortschreiten der europäischen Kultur stieg langsam, aber stetig der Wert des Landes. Da kam die Zeit der großen Goldfunde, und die ruhige Entwicklung brach jäh ab. Der fabelhafte Aufschwung des Goldlandes Transvaal erregte bei den Engländern den Wunsch nach seiner Unterwerfung, und in der Geschichte der Beziehungen zwischen Buren und Briten eröffnete der Jamesonsche Raubzug ein neues spannendes Kapitel. Auf die Eingebornen aber hat dieser Zwist unter den europäischen Mächten die Wirkung ausgeübt, daß nicht nur unter den Matabele, die den Portugiesen und Engländern zu schaffen gemacht haben, eine starke Gährung hervorgetreten ist, die dann wieder den Europäern die Handhabe bot, auf dem Wege der Unterdrückung und Rechtlosmachung der Eingebornen fortzuschreiten. Und dazu scheint noch eine andre Rassenfrage aufzutauchen durch die ausgedehnte Einwanderung ostindischer Kulis! Erinnern wir uns weiter an die Folgen der entsetzlichen Rinderpest, so ist der Gesamteindruck der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse kein günstiger. Die Mission wird von diesen Krisen schwer betroffen. Denn mit den Rückwirkungen der allgemeinen Jagd nach dem Golde auf die Eingebornen und mit den großen Veränderungen des Erwerbslebens hat sie zu rechnen; sie arbeitet unter englischer, holländischer und deutscher Fahne und leidet daher unter dem Nationalitätengegensatz; als Vertrauensmann der Eingebornen muß endlich der Missionar mit großer Besorgnis die wachsende Erregung zwischen den Rassen verfolgen, denn er weiß, was es heißt, wenn diese sich zum Kriegszustande steigern sollte.

Eilen wir im Fluge durch die Hauptgebiete. In dem heutigen Deutsch-Südwestafrika haben die Missionsversuche von England aus, aber mit deutschen Kräften begonnen, denn die Brüder Albrecht, die im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft dahin zogen, waren Jänickesche Missionare. Aber die englische Arbeit stellt hier doch nur eine vorübergehende Entwicklungsphase dar, denn die Londoner zogen sich 1840 zurück, die später gekommnen Wesleyaner 1867; was an Missionserfolgen jetzt vorliegt, ist das Ergebnis der rührigen Rheinischen Missionsgesellschaft, die seit 1842 hier thätig ist und jetzt nicht nur unter den Namas und Hereros, sondern auch unter den Ovambos im Norden festen Fuß gefaßt hat. Als die deutsche Besitzergreifung des Landes erfolgte, war dieses in Unruhe durch Kämpfe zwischen Namas und Hereros. Unter der deutschen Herrschaft setzten sich diese fort und nahmen zum Teil eine antideutsche Richtung. Aber vor drei Jahren hat sich auch Hendrik Witbooi unterworfen (1894, 14. September), und wenn auch noch im Jahre 1896 im Osten des Hererolandes ein Aufstand ausbrach, so ist doch die Hoffnung berechtigt, daß bei der großen Umsicht des Majors Leutwein der Friede jetzt erhalten bleiben wird. — Das Verhältnis zwischen Kolonialregierung und Mission ist das denkbar beste. Was die 23 Stationen der Barmer mit den 9371 aus den Eingebornen gewonnenen Christen und die 25 Schulen mit den fast 1500 (1481) Schülern für das Land bedeuten, ist von seiten der Regierung, ist auch durch v. François und v. Bülow in einer die Missionare ermutigenden Weise anerkannt worden. — Die schweren Folgen jener verheerenden Seuche für dieses unser Schutzgebiet setzen wir als bekannt voraus, es leidet noch jetzt darunter. Viel Weisheit erfordert auch die Landfrage, die bereits eine brennende geworden ist.

Von Deutsch-Südwestafrika dürfen wir hoffen, daß es nicht nur der Kultur, sondern auch dem Christentum gewonnen werden wird — von der britischen Kolonie Kapland muß man sagen, daß beides im großen und ganzen bereits erreicht ist. Wir erblicken im westlichen Teil des Kaplandes das Resultat einer Kulturarbeit, die vor nun $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten von der ostindischen Handelskompagnie (1652) begonnen wurde, und das Resultat einer Missionsarbeit, die sich auch bereits 160 Jahre zurückverfolgen läßt. Freilich der erste evangelische Missionar in Südafrika, Georg Schmidt, hat sich nicht zu behaupten vermocht; 1744 mußte er zurückkehren, er war der Typus eines herrnhutischen Missionars der ersten Generation. Nun ruhte für ein halbes Jahrhundert alle Mission. Dann konnte die Brüdergemeine ihre Thätigkeit unter den Hottentotten wieder aufnehmen; 1829 übernahm die Rheinische Mission von den Londonern die Arbeit unter den Namas südlich vom Oranjefluß, und bald darauf hat Berlin I (1834) ihre ersten Sendboten nach dem Kap geschickt.*) — Ueber den Stand der Barmer Gemeinden hat man nach der Visitation Schreibers 1894 ein erheblich klareres Bild. Die Thatsache, daß 14335 Christen die Mittel für Kirchen und Schulen selbst aufbringen, und zwar in der beträchtlichen Höhe von fast 47000 Mk., spricht für sich selbst. In gleicher Weise hat Berlin I die Genugthuung, daß die Missionskasse von den 5000 Heidenchristen nicht mehr in Anspruch genommen wird. Auch Herrnhut gewährt für seine 10000 Hottentotten nur noch einen kleinen Bruchteil des Aufwandes für dieses Missionsgebiet.

Im östlichen Kapland hat es die Mission wesentlich mit den Kaffern zu thun. Die häufigen Zusammenstöße dieses Kriegervolkes mit England haben lange Zeit eine ruhige Arbeit geradezu unmöglich gemacht. Jetzt geht es vorwärts, aber im Schulwesen sind gerade hier Brüdergemeine wie Berlin I hinter den britischen Sozietäten, vor allem den Wesleyanern und Schotten, zurückgeblieben. — Denselben Mangel mußte noch jüngst Merensky für die benachbarte Kolonie Natal und Zululand im Blick auf die Wirksamkeit von Berlin I und Hermannsburg konstatiren. Damit steht nicht im Widerspruch, daß der Erfolg Hermannsburgs ganz offenbar im Aufsteigen begriffen ist (1888:1618; 1896:3604).

Eine sehr beachtenswerte Wendung hat sich im Oranjefreistaat darin vollzogen, daß jetzt die holländisch-reformirte Kirche zum Bewußtsein ihrer Missionspflicht gegenüber ihrer eignen farbigen, stark zunehmenden Bevölkerung gelangt ist und in ihre Kirchenordnung die Bestimmung aufgenommen hat, daß jeder Pfarrer sich der Farbigen in seinem Pfarrdorf anzunehmen hat. Die Berliner Missionsgesellschaft empfindet diesen Entschluß als eine wesentliche Unterstützung; sie selbst hat auf ihren weiten Ländereien fast 5000 Heidenchristen gesammelt.

Die Südafrikanische Republik — uns noch immer unter dem Namen Transvaal geläufiger — ist vor etwa dreißig Jahren (1867) durch die Entdeckung des deutschen Reisenden Mauch in die Goldära eingetreten. Daß in den Jahren 1887—96 nicht viel weniger als 7000 Zentner Gold gewonnen

*) „Berlin I" heißt kurz die älteste Berliner Missionsgesellschaft, die seit 1834 unter den Heiden arbeitet. „Berlin II" ist die Goßnersche Mission, die sich 1836 von Berlin I abzweigte. „Berlin III" ist die junge Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika. D H

wurden, 1896 allein für 170 Millionen Mark, illustrirt statt vieler Worte die Situation. Auch die Christengemeinden sind von dem Goldfieber nicht unberührt geblieben; die glänzenden Löhne in den Minen locken an. Daher haben die Berliner wie mehrere englische Gesellschaften den nach der Zauberstadt Johannisburg Verzognen nachgehen müssen und dort eine Kirche gebaut. Wie die Boeren sich der in ihr Land hineinflutenden Massen von Ausländern erwehren, ist zunächst eine politische Angelegenheit, die als solche uns hier nicht interessirt. Aber die große Zähigkeit in der Festhaltung ihrer Rechte und Urteile, die sie in diesem Punkte an den Tag gelegt haben, ist auch in ihrem Verhalten gegenüber den Missionsbestrebungen erkennbar. Was dort eine Tugend ist, erscheint uns hier in einem erheblich andern Lichte. Der Boer steht nämlich noch ganz auf dem am Anfang des Jahrhunderts allgemein in Südafrika geltenden Standpunkt, daß der Eingeborne überhaupt kein „Mensch" ist. Ich erinnere an das bekannte Erlebnis des verstorbnen Missionsdirektors Wangemann. Als er einmal auf einer Fahrt in Südafrika zu seinem Begleiter von vier Menschen sprach, die auf seinen Wagen zukamen, sagte dieser: Nee Mynherr, dat zyn mar twie Menschen. — Ich sehe aber doch vier. — Ja, de anderen twie zyn schepsels. Noch jetzt gelten sie als zwarte schepsels „schwarze Kreaturen," als zwarte vee, „schwarzes Vieh." Der Boer fühlt sich als den Herrn des Landes, und wie er durch seine vielen Wanderungen (Treks) bewiesen hat, daß er jede Beschränkung seiner Selbstherrlichkeit verabscheut, so thut er nun im eignen Lande Alles, um diese Ueberlegenheit zu behaupten. Daher haben die Eingebornen keinerlei politische Rechte, sie dürfen keinen Grundbesitz erwerben, keine Minengerechtigkeit, kurz, werden auf dem Niveau des Hörigen festgehalten. Daher auch das ganz auf den Geschmack des Boeren zugeschnittene Gesetz der Plakkerwett, daß an einem Orte nicht mehr als fünf Familien zusammenwohnen dürfen. Faktisch durchgeführt, würde diese Bestimmung jede Missionsstation unmöglich machen. Den einzelnen Missionar trifft nicht die Abneigung des Boeren, aber die Mission als solche ist ihm unsympathisch, weil die unausbleiblichen Wirkungen ihrer erzieherischen Thätigkeit ihm höchst unbequem sind und seinen Anschauungen von der Sklavenrolle des Schwarzen den Boden entziehen. Trotzdem haben in Transvaal deutsche Gesellschaften beträchtliche Erfolge. Die Hermannsburger Burenmission ist gerade hier an ihrem Platz und hat in ihren drei Kreisen fast 30000 Betschuanen gesammelt. Während sie in den letzten zwanzig Jahren sich verdoppelt hat, ist Berlin I wesentlich stehen geblieben, freilich mit der achtunggebietenden Ziffer von fast 10000 Christen.

Im Jahre 1892 haben die Berliner einen kühnen Vorstoß nach Norden unternommen, hinaus über die Nordgrenze von Transvaal nach Mashonaland. Aber der Matabelekrieg mit der Chartered Company hat das gut einsetzende Unternehmen geknickt. Die beiden im Lande befindlichen Missionare mußten im Viktoriafort Schutz suchen; dann hatten sie allerdings den Mut auf ihre Station zurückzukehren, aber nun stellten sich Hungersnot ein und Heuschrecken. Der letzte Brief des Missionars Wedepohl lautet recht traurig.

Ein sehr junges Missionsgebiet ist das ostafrikanische, aber es ist außerordentlich populär, und zwar mit gutem Grund. Nicht nur deshalb, weil die Arbeit zur größern Hälfte auf deutschem Gebiete sich abspielt, sondern vor allem wohl, weil die deutschen Missionsgesellschaften mit großer Energie hier eingesetzt haben, und weil es für den Missionsfreund erfrischend ist, neben den Fortschritten auf den alten Arbeitsstätten nun einmal zu sehen, wie auf jungfräulichem Boden in kurzer Zeit verhältnismäßig viel erreicht werden kann.

Da arbeiten nördlich vom Njassasee im Kondeland Berlin I und die Brüdergemeine, zwei Gesellschaften, die lange Erfahrungen in Südafrika gesammelt hatten, als sie hierher kamen. Es war ein sehr guter Griff, daß man dem bekannten Merensky, dem frühern Leiter der Transvaalmission, die Begründung der Mission übertrug. Mit einer wohlausgerüsteten Expedition von Missionaren, Handwerkern und christlichen Sulujünglingen aus Natal landete er im Sommer 1891 in Kilimane oberhalb der Sambesimündung, und noch im Oktober desselben Jahres konnte die erste Station Wangemannshöh bezogen werden. Jetzt sind daraus fünf Plätze geworden. Und wenn auch naturgemäß noch viel Zeit durch äußere Geschäfte in Anspruch genommen wird — der Hauptzweck, Verkündigung des Evangeliums, ist nicht außer Acht gelassen worden, und auch an Kranken hat viel Liebe geübt werden können. Weihnachten 1896 empfingen die drei Erstlinge des Kondevolkes die Taufe. Ich kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit an das ausgezeichnete Buch Merenskys „Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika" (Berlin, 1894, 368 S., gebunden 5 Mk.) zu erinnern, das zu den besten Monographien der neuern deutschen Missionslitteratur gehört, spannend erzählt und die genausten Schilderungen des liebenswürdigen Kondevolks darbietend, die wir zur Zeit besitzen.

Westlich von den Berlinern treffen wir die Plätze der Herrnhuter. In dasselbe Jahr 1891, nur wenige Wochen früher fällt der Beginn ihrer Arbeit, die auch bereits zu Taufen fortgeschritten ist. Bei der gewaltigen Ausdehnung ihrer missionarischen Thätigkeit hatte diese Missionskirche berechtigte Bedenken gehabt, noch ein neues Gebiet in Angriff zu nehmen. Aber das Cracausche Vermächtnis in einer Höhe, wie sonst nur in Amerika und England für christliche Zwecke testirt zu werden pflegt, hatte ihr ungesucht die Mittel geboten und gerade den Weg nach Afrika gewiesen. Vor einigen Monaten endlich ist dann noch auf die Bitte der Londoner Missionsgesellschaft der Platz Urambo in Unjamwesi — nördlich von Tabora, der bekannten Militärstation — übernommen worden.

Am Kilimandscharo liegen die Niederlassungen der Leipziger Gesellschaft. 1893 ließ sie durch tamulische Arbeiter aus Indien die ersten Gebäude errichten in (Nkarungo) Madschame; von hier aus entfaltete sich ein reges Leben; im Oktober vorigen Jahres wurden die Missionare Ovir und Segebrock telegraphisch angewiesen, westwärts zu ziehen und am Meruberg eine vierte Station anzulegen. Sie wurden in den Tod geschickt. Am 20. Oktober sind sie in nächster Nähe des Militärlagers des Hauptmanns Johannes nachts von Aruschakriegern ermordet worden! Blutzeugen sind ein Segen für die Mission, das beweist ihre Geschichte, auch die Leipziger werden das erfahren. Eine Märtyrerkirche ist unüberwindlich.

An der Küste finden wir den Schauplatz der jüngsten unter den deutschen Missionsgesellschaften, die in der ersten Hochflut der Begeisterung nach dem Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte gegründet worden ist: die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft (Berlin III). Daß ihre Bildung ein wirkliches Bedürfnis war, kann man nicht behaupten, und die Krisen, die sie durchgemacht hat, haben vollauf alle die Bedenken bestätigt, die von sachkundiger Seite seinerzeit gegen die weitere Vermehrung unsrer Gesellschaften und die damit gegebne Zersplitterung geltend gemacht worden sind. Aber nunmehr, nach dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens, hat sie den Beweis ihrer Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit erbracht: durch ihre Krankenpflege in Dar-es-Salaam, durch die geistliche Fürsorge für die dortigen evangelischen Deutschen wie in Tanga, endlich durch die eigentliche Missionsthätigkeit, die jetzt bereits auf sieben Orte sich verteilt.

Daß deutsche Gesellschaften auch in Britisch-Ostafrika, d. h. in dem an unser Schutzgebiet nördlich sich anschließenden Territorium ihr Arbeitsfeld haben, war bei der Anlage der Stationen nicht beabsichtigt, sondern ist die Folge der Grenzregulirungen zwischen Deutschland und England. Es handelt sich hier um die Wakambamission, die die Leipziger (1893) der auch zu rasch gegründeten bayrischen Gesellschaft (1886) abgenommen haben, und um die Neukirchener im Wituland. Ihr letzter Jahresbericht erzählt, daß die muhammedanischen Suaheli in Lamu, wie überall der Islam, sich als ein besonders harter Boden erweisen; daß dagegen unter den Pokomo am Tanafluß bereits ein kleines Häuflein (14) gewonnen ist, und daß die Schulen Anklang finden.

Mirbt

In Sachen der Ritschlschen Theologie

Die Nichttheologen unter den Lesern dieser Blätter wollen es sich gefallen lassen, wenn wir Theologen unter Umständen unsre häuslichen Angelegenheiten auch eingehender hier zur Sprache bringen, als ihnen vielleicht willkommen ist. Ich möchte noch einmal auf das von Harnack (1897, Nr. 37 und 38) bereits mit Wärme besprochne Buch von Gustav Ecke über die theologische Schule Albrecht Ritschls zu reden kommen, nicht um mit meinem Freunde Harnack über irgend etwas zu hadern — er weiß zu verantworten, was er zum Teil an individuell bedingten Urteilen in seiner Abhandlung niedergelegt hat —, sondern lediglich um dem Eckeschen Buche noch weiter gerecht zu werden. Ich meine, auch Nichttheologen, die sich dafür interessiren, wie es eigentlich mit den theologischen Richtungen der Gegenwart steht, das Eckesche Buch zur Lektüre empfehlen zu dürfen; es ist sehr lesbar geschrieben, berührt nur bedeutsame religiöse Fragen und giebt einen Bescheid über den 1889 verstorbnen Göttinger Theologen und die von ihm ausgegangne Bewegung, der wirklich trefflich orientirt.

1

Es ist etwa zehn Jahre her, da gab ein Franzose einer Schrift über das Ritschlsche System kurzweg den Titel La théologie de l'avenir. Ich habe diese Schrift damals kurz angezeigt und zwar den Titel nicht acceptirt — es war ja selbstverständlich, daß nur jugendlicher Enthusiasmus ihn riskiren durfte —, aber doch mit der Bemerkung begleitet, daß die Ritschlsche Theologie freilich „auf die Zukunft rechne.“ Ich dachte daran, mit wieviel Mißtrauen, dem übelsten Interpretationsmedium, diese Theologie zu kämpfen habe, und hielt mich an die Zuversicht, daß die Zeit doch kommen werde, wo auch einmal Vertrauen Platz greifen und eine ruhige Erwägung feststellen werde, daß ein Mann von der wissenschaftlichen Energie und dem kräftigen kirchlichen Pathos wie Ritschl unmöglich nur ein Irrlicht in der Theologie sein könne. Die Männer, die sich Ritschl nach dem Erscheinen seiner großen Monographie über die Rechtfertigung und Versöhnung anschlossen und zuerst als akademische Lehrer auf seine Methode miteingingen, konnten ja, jung wie sie alle noch waren, nicht erwarten, daß man auf ihre Stimmen viel hören werde; sie konnten nur erwarten, als „parteiisch“ einfach beiseite geschoben und mit „verurteilt“ zu werden, sie mußten, wenn sie denn festblieben in dem Glauben, Ritschl wirklich besser zu verstehn und von ihm gut beraten zu sein, sich darauf zurückziehn, bei Gelegenheit kund zu geben, was sie meinten von Ritschl empfangen zu haben, bei ihm und so nur bei ihm für die Theologie gelernt zu haben, und übrigens durch entschlossene Hingabe an ernstliche wissenschaftliche Probleme, wie sie dem einen hier, dem andern da erwuchsen, sich selbst im sachlichen Verständnis weiterzubringen. Ich will jetzt keine Klage- oder Anklagerede halten. Nicht immer war es zu erkennen, daß Ritschl und seine Schüler Gegner hatten, die bloß für das Heiligtum stritten. Auch sehr unritterliche Kämpen traten auf. Aber es ist in theologisch-kirchlichen Streitigkeiten eine Pflicht, keine leicht zu übende, darum eine nicht minder sicher gegebne, sich nicht verärgern zu lassen, sondern bereit zu bleiben, auf die Gegner zu hören, und sich über das Gewicht ihrer Gründe sachliche Rechenschaft zu geben. Gesündigt wird nicht nur im feindlichen, sondern gewiß auch im eignen Lager. So mache man es sich zur Maxime, immer wieder nachzusehn, ob man seinen Schild rein behalten habe, und ob man nicht Niederlagen erleide, einfach weil man unhaltbare Positionen zu verteidigen suche. Ich kann nicht sagen, daß ich immer gleichmütig geblieben wäre in den Gerüchten, die unsereinem von rechts und links in der kirchlichen und politischen Presse bereitet wurden. Aber ich glaube nachträglich, ohne damit unsern Gegnern das Gewissen besonders entlasten zu wollen — sie mögen sich selbst prüfen oder richten —, daß es der Ritschlschen Sache gut gethan hat, daß sie hartem Widerstand begegnet ist. Wohl keiner von uns „Ritschlianern“ ist je schlechtweg ein Schüler Ritschls gewesen. Aber vielleicht wären uns schwache Seiten der Lehre des „großen und guten Mannes,“ wie er mit Recht an seiner Bahre genannt wurde, länger verborgen geblieben und wäre das Unkraut, das sein Acker, wie jeder, trug, stärker geworden als der Weizen, wenn uns das Mißtrauen nicht achtsam gemacht hätte.

Gut hat Ecke es vermocht, sich in die Situation zu versetzen, in der von Ritschls großem Werke der zweite und dritte Band erschien (1874); denn erst von diesen beiden Bänden an merkte man, daß Ritschl einen eigenartigen Betrieb der Theologie eröffnete. Vielleicht darf ich zur Bestätigung und Ergänzung dessen, was er da ausführt, in kurzen Worten davon reden, wie ich selbst zu Ritschl gekommen bin. Ich bin während meiner ganzen Studienzeit ein Schüler der Vermittlungstheologen gewesen. Im Verkehr mit dem Privatdozenten Max Besser, dem ich in Halle die stärkste theologische Anregung verdankte, war ich auch schon auf Ritschl aufmerksam geworden, doch war Besser damals noch selbst mehr von Kant und Lotze bestimmt als von Ritschl, den er als Göttinger Repetent persönlich kennen gelernt hatte. So las ich bald nach meiner Studienzeit Ritschls Werk über die Entstehung der altkatholischen Kirche und schöpfte daraus einen nachhaltigen Eindruck von der Fähigkeit Ritschls, die Geschichte in großen Zusammenhängen aufzufassen. Ich war in weitem Umfange unter Einflüsse der an Baur angeschlossenen biblisch-theologischen Forschung getreten. Besonders Holsten und Keim hatten es mir angethan. Ritschls Werk war das erste bedeutsam empfundne Gegengewicht. Für die Dogmatik hatte ich mich zumeist an Schleiermacher und Rothe gehalten. Von jenem hatte ich vorwiegend allgemeine Eindrücke aufgenommen, eine Vorstellung davon, wie Dogmen entstünden, und wie man zu einem System gelangen könne. Er hatte mich dem Traditionalismus entfremdet, zugleich aber auch der Spekulation. Im Vergleich mit Schleiermacher konnte Rothe mich nicht sehr fesseln. Doch war mir seine Kritik der kirchlichen Dogmatik immerhin wichtig gewesen. Nur daß ich bei ihm zugleich eine Art der Berufung auf das „christliche Bewußtsein“ traf, die mir Schleiermachers Methode bereits wieder mit verdächtig machte. Natürlich habe ich auch von den Halleschen Professoren Vieles gelernt. Den seligen Riehm habe ich aufs herzlichste verehrt und bin ihm noch dankbar für seine Art der Behandlung des Alten Testaments, so unvollkommen sein historisches Verständnis nach heutigem Maßstab erscheinen mag. Als einer der letzten Reiseamanuensen des alten Tholuck und auch sonst von diesem unvergeßlichen Manne zu persönlichem Verkehr aufs freundlichste, vielmehr nachsichtigste herangezogen, habe ich ein edles Bild von pietistischer Frömmigkeit aufnehmen können. In bedeutsamer Weise hat auch Kähler mich angeregt. Ich finde bei Ecke eine interessante Bemerkung darüber, was er zunächst Kähler danke. Er ist in derselben Weise wie ich Kählers Schüler gewesen, ehe dieser dogmatische Vorlesungen hielt, und hebt hervor, daß er von ihm angeleitet worden sei, die Dogmengeschichte positiv zu würdigen. Genau das habe ich von mir zu sagen. Ich nahm im Winter 1870—71 und im Sommer 1871 an Uebungen über die Geschichte der Christologie teil, die Kähler in dem von ihm geleiteten Stift hielt, und ich bin mir bewußt, von daher das Interesse an der historischen Theologie zu besitzen, das mich stets begleitet hat, und zwar so, daß ich es nicht als einen Gegensatz, sondern als ein wesentliches Förderungsmittel für meine berufliche Arbeit als Systematiker empfinde. Es ist das auch einer der Punkte geworden, von denen aus ich zu Ritschl hinübergeführt bin.

Indes als entscheidend kann ich das Interesse, das mir Ritschls historische Fundamentirung der systematischen Arbeit von allem Anfang an einflößte, in der Erinnerung doch nicht ansehen. Vielmehr lag das, was mich an Ritschls 1874 erscheinenden zwei Bänden elektrisirte, auf dem positiv dogmatischen Gebiet. Ich war, wie bemerkt, trotz der Richtung, die in Halle herrschte, eher zu Sympathien für die liberale als für die Vermittlungstheologie gelangt. Doch wird es mit der Dogmatik von Julius Müller zusammenhängen — freilich weiter zurück mit der Frömmigkeit, zu der ich erzogen wurde —, daß ich vor Deismus und Pantheismus eine gleich tiefe Abneigung besaß. Von jenem sowohl wie diesem habe ich immer, seit ich überhaupt theologische Formeln kennen lernte, den Eindruck gehabt, daß sie dem Ge-

müte nichts böten, was es sich lohne zu pflegen. Wenn ich mir nun vergegenwärtige, was mich zu Ritschl von vornherein hinzog und mich für sein Werk stärker einnahm, als für irgend eins von denen, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, so war es eben seine großartig einheitliche, unmittelbar durch die Art ihrer Entwicklung Gemüt und Willen anfassende theistische Weltanschauung. Meine Halleschen Lehrer waren ja nicht weniger bewußte und dezidirte Theisten wie Ritschl. Aber sie fanden nicht die Mittel, mir die lebendige Anschauung von dem persönlichen, die Welt mit seinem Herzen umfassenden, mit spürbarem Herrenwillen regierenden Gott zu gewähren, nach der Alles in mir begehrte. Ich betone das Wort „Anschauung." Nachträglich habe ich vieles an ihrer Theologie auch wieder schätzen gelernt, was ich zunächst wie einen Ballast beiseite schob, als ich Ritschls System kennen lernte. Das, was ich an diesem ebenso befreiend, wie kräftig in die Höhe tragend erlebt zu haben mir bewußt bin, gründete sich aber darin, daß er mir zuerst ein Verständnis für die Bedeutung des Gedankens der Offenbarung und zwar in der Anwendung dieses Gedankens auf die geschichtliche, d. h. die anschaulich zu machende Person Jesu Christi erschloß. Ich hatte dabei einen Eindruck, als ob es mir wie Schuppen von den Augen falle; ich lernte damals ein Wort verstehen wie das des Paulus von der „Klarheit Gottes auf dem Angesichte Christi." Wenn ich etwas dauernd von Ritschl übernommen habe, so ist es dies, daß man von der Gottheit Jesu, von dem Charakter seiner Person als eines Abbildes, ja Abdrucks des Wesens Gottes als theologischer Lehrer nicht reden dürfe als so, daß man es zeige, daß die Fülle der Gottheit in ihm wohnte. Es war noch vieles andre, was mir bei Ritschl wie neu entgegentrat. Mit einemmale hatte die Bibel ein andres Aussehen für mich gewonnen. Ich lernte sie jetzt erst innerlich auffassen; ich empfand sie zum erstenmale nicht mehr wie eine bloße heilige Spruchsammlung, sondern wie ein lebendiges Zeugnis von Gottes Gesinnung und Willen, von seinen Großthaten in der Geschichte mit ihrer uns verständlichen Bedeutung für unser Heil. Das gehört doch in der That zu Ritschls Weise, die Bibel zu behandeln, daß er Alles in ihr so auf Christus konzentrirt, daß man in ihm in jedem Zuge den Heilbringer sehen lernt! In der, ich möchte sagen unaufdringlichen Weise, wie er die Bibel zum Herzen sprechen läßt, indem er einfach wissenschaftlich ihre Gedanken erschließt und sie in ihrer geschichtlichen Form ihre Erbauungskraft entfalten läßt, hat er Vielen in Einem zum Bewußtsein gebracht, daß unser Glaube freilich an Christus, aber darum nicht minder an der Bibel als Buch hänge. Und welche gewaltige sittliche Perspektive erschloß Ritschls Deutung des Gedankens vom Gottesreich, Gottes als Liebe in dem Sinne, daß er der ewige Wille eines übernatürlichen, unvergänglichen Reiches des Guten sei. Dazu seine Deutung der Religion als Befreiung des Gemüts von der lastenden Gewalt der Welt. Ferner, last not least, seine souveräne Gleichgiltigkeit gegen alle kleinen apologetischen Künste, seine Freistellung der dogmatischen Reflexion gegen alle blinde, bloße Autorität der Kirche, und seine Betonung doch eben der Kirche als der umfassenden Gemeinschaft des vorhandnen Glaubens, in der man das Wort Gottes wie eine allumgebende Atmosphäre kennen lernt. Wie vermochte er die Größe der Reformation, Luthers vorab, verständlich zu machen! Von ihm auch lernte ich — doch gehörte dazu mit der Eintritt in ein spezifisch lutherisches Kirchentum, wie er sich für mich ergab, als ich in Göttingen Repetent und Privatdozent wurde — begreifen, welchen Wert die Konfession behaupte, wie man ein lutherischer Theolog sein könne, ohne aufzuhören ein biblisch-freier zu sein, wie man die Symbole gern anerkennen und lieb gewinnen könne.

Ich betrachte es als eine besonders freundliche Fügung, daß ich in der Zeit der größten innern Bildsamkeit mit Ritschl nicht nur litterarisch, sondern eben auch persönlich bekannt wurde. Er hat mir hinweggeholfen über eine Fülle, wie mich noch immer dünkt, unnötiger historischer „Fragen" in Hinsicht der Person Jesu, die doch drohten, mir über den Kopf zu wachsen. Ich habe mich, indem ich mich, schon selbst lehrend, noch einmal in die Schule begab, nie, das darf ich mir bezeugen, der Dankespflicht quitt erklärt gegen die, deren direktem Einfluß ich mich

auf längere Zeit entzog. Es ist mir auch nicht auf die Dauer verborgen geblieben, daß bei Ritschl Manches nur der Form, nicht der Sache nach neu war. Aber auf die Form, in der etwas vorgebracht wird, kommt eben viel an. Ich habe dann auch begriffen, daß Ritschls Form nicht die alleinmögliche oder „berechtigte ist, daß man auch in den andern theologischen Lagern auf gute Bahnen kommen kann. Mir war bei den „alten" Theologen vieles in seiner Bedeutung nur nicht zum Bewußtsein gekommen. Ich habe inzwischen genügende Erfahrung als akademischer Lehrer gesammelt, um zu wissen, daß es ein eigen Ding ist um das Lehren und Lernen. Kein theologischer Lehrer ist imstande, sich allen seinen Schülern so mitzuteilen, wie er wohl möchte; jeder von uns redet an einer Reihe seiner Schüler einfach vorbei, ohne ihnen das bemerklich zu machen, worauf er ziele und was er ihnen als sein Bestes bieten möchte. In unsrer raschen Zeit zumal wechseln die „Generationen" noch schneller, als ehedem. Und jede bringt neue Bedürfnisse, neue Stimmungen, neue Fragen mit in das Kolleg und erwartet gerade für ihre individuellste Lage Orientirung und Wegeweisung. Man erfährt da, wieviel man Gott anheimgeben muß. Man kann dabei aber auch Bescheidenheit mit Bezug auf Menschen lernen. Zumal auch mit Bezug auf andre Richtungen und Lehrmethoden. So sind wir ältern Ritschlianer wohl samt und sonders von der Ueberzeugung erfüllt, daß wir das Charisma, wie wir es von Ritschl überkommen haben, nur wie eins neben den andern, die unsrer Kirche in alten und neuen Lehrern beschert worden sind, zu pflegen haben. Aber ein solches neben andern ist es in der That noch immer und wird es auch noch lange bleiben! Kattenbusch

---

Die gegenwärtige Aufgabe des Evangelisch-sozialen Kongresses

Der Evangelisch-soziale Kongreß ist heute in der Lage einer Zuckerfabrik, die zur Zeit günstigster Konjunktur gegründet wurde und nun in bösen Tagen die Gesundheit ihrer Gründung durch zähes Ausharren beweisen muß. Ist er an innerm Kapital so reich, daß er die kritische Zeit überdauert, so wird er auch wieder bessere Zeiten sehn. Es gilt aber jetzt nicht nur auszuhalten, sondern auch neue Kräfte zu sammeln und neue Aufgaben zu erkennen.

Gerade in unsrer Zeit, wo das soziale Interesse in den maßgebenden Kreisen so ziemlich eingefroren ist, hat der Kongreß die ernste Mission, die sozial lebendigen Geister innerhalb der evangelischen Kirche zu sammeln. Es hätte ja etwas für sich, den Kreis weiter zu spannen und auf die konfessionelle Losung zu verzichten. Der Ernst der Zeitlage hat schon Manchen zum Anschluß an den Kongreß getrieben, dem dessen evangelischer Charakter einige Schwierigkeiten bereitete. So ist der Kongreß Zuflucht und Sammelort von Männern und Frauen geworden, die an der sittlichen Pflicht eines kräftigen Fortschritts in der Sozialreform festhalten. Er ist damit weit über seine ursprüngliche Bestimmung und Bedeutung, kirchliches Organ zu sein, hinausgewachsen.

Das Zurücktreten seines kirchlichen Charakters wurde insbesondre noch durch das Ausscheiden Stöckers befördert. Stöcker hatte die Selbstverleugnung nicht, im Kongreß zu verbleiben, als ihm die Niederlegung des Präsidiums angesonnen wurde — ob man daran recht that, sei hier völlig dahingestellt. Er trat aus und gründete eine neue „kirchlich-soziale" Konferenz. Hat diese auch keine größere Bedeutung erlangt, so sind doch wertvolle Kräfte damit dem Kongreß entzogen, und sein kirchlicher Charakter ist dadurch geschwächt. Unsers Ermessens müßte Stöcker nach den Erfahrungen der letzten Generalsynode sich mit seinen Anhängern dem Kongreß wieder anschließen: so schlecht wie von seinen Freunden in der Generalsynode ist er im Kongreß niemals behandelt worden. Und die sozial Lebendigen innerhalb der evangelischen Kirche haben jetzt eben alle Ursache, Zersplitterung zu vermeiden.

Jedenfalls drängt die innerkirchliche Lage den Kongreß, seine evangelische Art wieder mehr zu betonen. Die Kirchen-

regimente und Synoden arbeiten mit Macht an der Eindämmung des sozialen Interesses in Pastorenschaft und Gemeinde, an der Einschläferung des eben nur erwachten sozialen Gewissens. An der Spitze dieser rückläufigen Bewegung stehen der Erlaß des Berliner Oberkirchenrats vom Advent 1895 und die Rede des Leipziger Professors Wach, die unter einmütigem Beifall der sächsischen Landessynode am 19. Oktober 1896 gehalten wurde. Seichter ist die ernste Frage kaum je behandelt worden als in dieser Rede, die, wenn wir nicht irren, auch im Sonderabzug zu haben ist und zu der Verweigerung der Thomaskirche das programmatische Vorspiel war.

Aber auch von andrer Seite wird der Kongreß erinnert, seine Verpflichtung gegen die evangelische Kirche fest im Auge zu behalten. Die Entwicklung der jüngeren christlich-sozialen Richtung zur nationalsozialen Partei hat unsrer Kirche wertvolle Kräfte entzogen. Ich denke weniger an einzelne Männer, die aufgehört haben, Pastoren zu sein; vielmehr an die geistige Arbeit, die nun außerhalb der Kirche gethan wird, während sie bis dahin auf kirchlichem Boden geschah. Ich sage nicht, daß die frühere Haltung der jüngern Christlichsozialen die richtige gewesen sei; aber die geistige Auseinandersetzung mit ihnen war für das innere Leben unsrer Kirche eine Wohlthat. Ist das nun ein Stück Kirchengeschichte geworden, das hinter uns liegt, so hat der Kongreß nach Kräften für den allzu geschwinden Verlust Ersatz zu leisten.

Einen Augenblick schien es, als sollten die Nationalsozialen selbst im Kongreß den breiten Boden nicht mehr finden, auf dem sie mit diskutiren konnten. Göhres Austritt aus dem Ausschuß des Kongresses markirt diesen kritischen Moment. Er ist freiwillig geschehen, um dem Kongreß Schwierigkeiten zu ersparen, unsers Erachtens zu schnell. Man mag von dem inzwischen von der Oeffentlichkeit schon wieder vergessenen Zukunftsartikel Göhres denken, wie man will, so gehört eine Persönlichkeit wie die Göhres auf den Evangelisch-sozialen Kongreß. Darüber kann für uns kein Zweifel sein. Der Kongreß mag in seinen öffentlichen Verhandlungen seine Mitglieder zur Rede stellen, fest angreifen, moralisch umbringen, wenn sie es nicht anders verdienen, aber er darf keinerlei Versuch machen, seine Mitglieder durch seinen Vorstand zu zensuriren und zu reglementiren.

Nach meinem Gefühl sollte ein Evangelisch-sozialer Kongreß nicht einmal einen Parteigenossen der Sozialdemokratie von der Mitgliedschaft und von seinen Beratungen ausschließen, falls er sich auf seine Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche beruft. Vielmehr mit tausend Freuden müßte man diesen evangelischen Sozialdemokraten begrüßen und anhören. Der konfessionelle Charakter des Kongresses, nach der einen Seite hin abgrenzend und beengend, müßte nach der andern Seite sich als der Grund einer größeren Freiheit ausweisen. Und was an wertvollen gemeinsamen Anschauungen sich im Kongreß bisher herausgebildet hat, müßte seinen Wert und seine Festigkeit darin zeigen, daß auch ungebundnere und neue Elemente in ihm vertragen, mit Nutzen gebraucht und, wenn es so recht ist, innerlich überwunden werden.

Ich spreche das offen aus, weder mit Vollmacht, noch mit der Hoffnung, in den leitenden Kreisen werde man diese Taktik sich aneignen, nur als treuer Freund des Kongresses. Worin ich aber mit den leitenden Kreisen zusammenzustimmen meine,*) das ist die Erkenntnis, daß der Kongreß der innerkirchlichen Lage eine vermehrte Aufmerksamkeit zuzuwenden hat. Zu verderben hat er sich bei der kirchlichen Bureaukratie und den hohen Würdenträgern nichts mehr; sie sind ihm nun einmal gram geworden. Um so mehr hat er die jüngere Generation, die ihre soziale Pflicht fühlt, zu beraten und zu stärken, das Gedankenmaterial, das in dem ganzen Grenzgebiete zwischen Religion und Politik, Christentum und Wirtschaftsleben der wissenschaftlichen und praktischen Durcharbeitung harrt, zu sichten und, wo er kann, zur That zu helfen. Er wird damit unserm evangelischen Deutschland einen großen Dienst thun. Denn nicht nur weiß die katholische Kirche mit dem weiteren Blick, den ihre Leitenden haben, die Wichtigkeit der sozialen Bewegung besser zu schätzen. Nein, gefährlicher ist dies, daß immer mehr verständige und edel gerichtete Menschen, die von Christentum und Religion los sind, die Predigt und Lebendigmachung der Ideale übernehmen, die von Rechts wegen uns evangelischen Christen viel näher liegen. R

*) Insbesondre nach den Ausführungen des Präsidenten Nobbe in Nr. 8 der Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses v. J.

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie

Zwei Heftchen aus dem Verlag der Grenzboten liegen vor mir in frischem grünem Gewande. Der nationale Kampf gegen die Sozialdemokratie heißt das eine, und das andre trägt den Titel: Das neue Reichs-Umsturzgesetz. Sie scheinen zusammenzugehören; nicht ein bloßer Zufall hat sie auf meinem Schreibtisch vereint. Ehe ich sie durchblättere, sehe ich ihren Inhalt klar vor mir. Das eine ist ein Aufruf zu den Waffen gegen die Sozialdemokratie, und das andre entwickelt die unfehlbare Taktik. Und ich glaube nun auch den Sinn des Verlagszeichens zu verstehen, das einen kleinen nackten Engel mit Schwert und Schild im Kampfe mit einem Drachen darstellt. Der Drache ist die böse Sozialdemokratie, und der Engel, der kleine nackte Engel, stellt die beiden Streiter dar. Ich habe mir zwar bisher die Ueberwinder der Sozialdemokratie anders vorgestellt. Aber da mir mutige Leute gefallen, so mache ich mich an die Lektüre der Heftchen, wiewohl heute mein politischer Sinn nach allem andern eher steht als nach einer Bekämpfung der Sozialisten mittels eines Umsturzgesetzes.

1

Zuerst nehme ich mir den Aufruf von Max Lorenz vor. Die Exposition gleich verrät den geschickten Journalisten. Die Ueberwindung der Sozialdemokratie wird in drei Aufgaben gespalten. Wer diese glücklich erfüllt, dem wird die Nation zufallen, oder wie es im Märchen heißt: „der wird die Königstochter heiraten."

Zwei Aufgaben hat Max Lorenz schon gelöst. Das eine Mal hat er als Gelehrter die Theorie des Sozialismus kritisch behandelt, das andre Mal hat er als Prophet das große Sterben, das in der Zukunft über die Sozialdemokratie kommen wird, vorher gesagt. Die dritte Aufgabe, die gegenwärtige Behandlung der Sozialdemokratie, erfordert das Genie des Staatsmannes. Wer sie praktisch lösen will, muß an der Spitze des Staates stehen. Da Max Lorenz noch nicht an verantwortlicher Stelle das Geschick Deutschlands bestimmt, so kann er nur das Rezept für die praktische Lösung schreiben.

Max Lorenz giebt nicht gleich auf der ersten Seite das untrügliche Mittel an; er bereitet es ganz langsam vor unsern Augen zu. Er entwickelt zunächst geistreich die Grundzüge des Wesens der Politik:

> Politik bedeutet nicht Weissagung darüber, was nach zehn oder dreißig oder fünfzig Jahren sein könnte, sein sollte, sein muß, sondern Wissen dessen, was heute geschehen muß.

Es gilt also vor allem Uebrigen die gegenwärtige Verfassung der sozialdemokratischen Partei festzustellen. Nach Meinung der Liberalen und Demokraten hat auf dem Hamburger Parteitage die Sozialdemokratie sich offen als Reformpartei bekannt. Sie hat sich neben die bürgerliche Opposition gestellt. Sie sträubt sich noch ein wenig, es offen zu erkennen zu geben. Die Liberalen würdigen diese naive Schamhaftigkeit. Aber bald wird die Scheu überwunden sein, das Proletariat wird Seite an Seite mit der bürgerlichen Demokratie streiten. Bei diesem Bunde würde nach der stillen Meinung der Liberalen die Bourgeoisie die Führung haben. Max Lorenz zerstört gründlich dieses schöne Traumgebild. Er sieht in den Beschlüssen des Hamburger Parteitages nicht den ersten Schritt auf dem Wege zu den friedlichen Gefilden sozialer Reform, sondern den großen Fortschritt von der revolutionären Phrase zur revolutionären Taktik.

In dem Kampfe gegen den heutigen Staat, das heißt gegen die Regierung, nimmt das Proletariat die bürgerliche Demokratie gern als nützlichen Bundesgenossen an, doch es will und

wird führen. Wenn einst der Staat in seinem innersten Kern, der Monarchie, zu Tode getroffen sein wird, und die radikale Bourgeoisie die Herrschaft antreten will, dann wird sie der Uebermacht des Proletariats weichen müssen. Dem Proletariat fällt die Beute zu. Für es ist die radikale Bourgeoisie nichts wie Kanonenfutter gewesen, zum Dank dafür, daß einst das Proletariat die Schlachten der Bourgeoisie geschlagen hat.

Die Sozialdemokratie will seit Hamburg die eine große oppositionelle Volkspartei werden, die alle oppositionellen Strömungen, selbst den Partikularismus, die alle oppositionellen Regungen im Volke, bis zu der grassirenden Nörgelsucht, ihren Zwecken dienstbar macht.

Der Vorstoß des Heeres der Verbündeten richtet sich unmittelbar gegen die Monarchie. Das soll noch nicht klar zu Tage treten, denn sonst folgte der rechte Flügel nur unwillig und versagte vielleicht den Gehorsam. Deshalb richtet die Führung den Angriff zunächst gegen die Marinepläne der Regierung. Der Feldherr aber, der den Kriegsplan entworfen hat, in dessen Hand die Leitung des Feldzuges liegt, ist nicht Eugen Richter oder irgend ein Demokrat, sondern ein Sozialdemokrat — Ignaz Auer.

Indem aber die vereinigte Demokratie gegen die Flottenpläne der Regierung Sturm läuft, greift sie nicht allein die Grundlage des Staates, die Monarchie an, sondern bringt auch die Grundlage jeder sozialen Reform ins Wanken. Die Erweiterung der nationalen Macht ist Vorbedingung sozialer Reform. Die auswärtige Politik löst die innern Wirren. Diesen Zusammenhang begreift die Demokratie nicht, denn es ist das größte und wahre Unglück der armen Volksklassen, daß sie nicht nur in materieller Not sind, sondern daß diese Not auch politische Einsichtslosigkeit und geistige Verblendung im Gefolge hat.

Den Kampf zwischen der Monarchie, die die nationalen und sozialen Interessen des Volkes vertritt, und der verblendeten Demokratie, der Deutschland in seinen Grundfesten erschüttern würde, zu vermeiden, giebt es nur zwei Wege. Einmal: das Zentrum stellt seine Scharen der Regierung zur Verfügung. Diese Lösung verwirft natürlich Max Lorenz und bietet endlich seine eigne:

> Die nationalen Parteien müssen zusammenhalten. Dazu gehört, daß die wirtschaftlichen Gegensätze, besonders zwischen Nationalliberalen und Konservativen, im Wahlkampf nicht in erster Reihe stehen.

Mit andern Worten: Max Lorenz, der Staatsmann, findet die Lösung der dritten und schwersten Aufgabe, der politischen Ueberwindung der Sozialdemokratie, im — Kartell.

Ich glaube nicht, daß Max Lorenz mit dieser Lösung den Preis verdienen wird.

In dem ersten Teil seiner Broschüre, in der er die Politik der Sozialdemokratie, wie sie sich auf dem Hamburger Parteitag offenbart hat, behandelt, trifft er den Nagel wohl auf den Kopf. Die Sozialdemokratie will an der Landtagswahl sich beteiligen, nicht, um Eugen Richter und die Demokraten aus purem Edelmut zu unterstützen, sondern um die eine große oppositionelle Volkspartei zu werden.

Aber ist dies etwas so Unerwartetes und Schreckliches? Seit Jahren arbeiten Berufne und Unberufne daran, die Sozialdemokratie auf die dringenden Aufgaben der Gegenwart im Rahmen des heutigen Staates hinzuweisen, um sie aus Schwärmern zu Politikern zu erziehen. Endlich ist das längst erwartete, sehnlich erhoffte Ereignis eingetreten: die Sozialdemokraten treten in der politischen Arena an die Seite bürgerlicher Parteien, und doch erheben Sozialpolitiker warnende Rufe. Wie haben sich diese Leute die Umwandlung der Sozialdemokratie aus einer Sekte zu einer politischen Partei im Gegenwartstaate gedacht? Sollte sie vielleicht ein reuiges Schuldbekenntnis ablegen und sich unter die Fahne der Junker stellen? Die Sozialdemokratie muß diese Wandlung so vollziehen, wie sich der Vorgang eben vor unsern Augen abspielt. Wer den Zweck will, darf nicht über die Mittel zetern. Wer an der Sozialdemokratie bisher den unklaren Utopismus, die Selbstüberhebung bei geringen positiven Leistungen bekämpft hat, wer ihr die Fülle der vor ihr liegenden Aufgaben gezeigt hat, damit sie mitarbeite an des Volkes Wohlfahrt, der muß diese Wandlung mit Freuden begrüßen. Max Lorenz wird mir dagegen sagen: „So denken sogenannte Volksfreunde, gute Menschen aber schlechte Politiker. Politik wird aber nicht von diesen Volksfreunden gemacht, sondern von Parteien.“ Sehr richtig. Sehen wir uns einmal die Parteien an, die am meisten Schaden durch diese Wandlung der Sozialdemokratie erleiden. Es sind die Nationalliberalen und die Konservativen — dieselben Parteien, durch deren Kartell die Sozialdemokratie überwunden werden soll. Wodurch soll aber diese Ueberwindung erreicht werden? „Durch die Förderung der Marinepolitik der Regierung,“ sagt Max Lorenz. Gut, nehmen wir einmal an, das Kartell sei siegreich wie 1887, die Marinevorlage werde angenommen. Wird aber, wenn die Sozialdemokratie so „überwunden“ ist, die eine große oppositionelle Volkspartei zerschellt sein? Alle Erfahrungen sprechen dagegen. Die Antwort auf die Frage: Welche Mittel muß gegenwärtig die Regierung oder das Kartell anwenden, die Sozialdemokratie gründlich zu bekämpfen? hat Max Lorenz nicht gegeben.

2

Ich nehme darum die zweite Broschüre zur Hand. Ich lese sie einmal, zweimal und suche nach irgend einem greifbaren Gedanken, nach irgend einem festen Programm. Namenlose Leute soll man nicht angreifen, aber es gilt auch die andre Anstandsregel: Wer nichts versteht, und wer nichts vorzubringen hat, soll keine Bücher schreiben.

Der ungenannte Verfasser kennt die Sozialdemokratie nicht, höchstens aus der Kreuzzeitung. Er weiß nichts mit der sozialen Gesetzgebung des Reichs anzufangen. Seinem Ideal entspräche es, wenn der Staat in sozialen Dingen wieder die Rolle des Nachtwächters spielte. Sein Reichs-Umsturzgesetz will der Regierung „solche Vollmachten geben, daß sie gegen die Revolutionäre zu einer energischen Angriffsbewegung vorgehen kann.“ Den Revolutionären soll die Staatszugehörigkeit, das Mandat aberkannt, sie sollen des Landes verwiesen werden, und zwar hätte der Reichstag in diesen Dingen zu entscheiden. „Die Regierung und die Mehrheit des Reichstags kann mit den Revolutionären machen, was ihnen beliebt,“ würde kurz etwa der erste Satz dieses Reichs-Umsturzgesetzes lauten. An ihn würde sich als zweiter schließen: Volle Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit. Dabei soll die soziale Reform eingestellt werden, denn die bisherigen Erfahrungen rechtfertigen diese abwartende Stellung, „die nicht nur der Regierung zu gute käme, sondern auch die verhetzten Massen eindringlich belehren würde,“ daß die sozialdemokratischen Organisationen und Agitationen völlig bedeutungs- und einflußlos auf unsre Gesetzgebung sind.

Das soll keine Satire, sondern schwerer Ernst sein.

Man wird mir vielleicht vorhalten, Max Lorenz und der namenlose Gesetzgeber seien Privatleute, die einmal nichts miteinander gemein haben, die andrerseits nichts im politischen Leben bedeuteten. Man könne sie deshalb nicht gut zusammen auf einen Spieß stecken, noch dürfe man sie allzu ernst nehmen. Ich habe aber die beiden Broschüren nicht wegen der Verfasser behandelt, sondern weil in ihnen die Ideen vieler Personen der herrschenden Klassen sich abspiegeln, und da gehören sie beide innig zusammen. Viele sehen mit Max Lorenz in der Bekämpfung der Sozialdemokratie das Ziel unsrer innern Politik. Sie wollen diese Aufgabe einmal mit Max Lorenz durch glänzende auswärtige Aktionen, andrerseits mit dem Anonymus im Innern durch ein Umsturzgesetz lösen. Sie sind sich dabei in beiden Dingen genau so klar, sie betreiben dieselbe Politik „großen Stiles“ wie die beiden Autoren.

Nur leider haben wir kein untrügliches Erkennungszeichen für Revolutionäre. Vielleicht wüßte der Anonymus auch hierin Rat; bei Volkszählungen könnte z. B. nach dem politischen Glaubensbekenntnis gefragt werden!

Für das Gedeihen unsers Vaterlandes sind die stillen Eroberungen in der Heimat wichtiger als die in China. Sie werden aber nicht durch Schutzleute und Soldaten errungen. Wir gewinnen jetzt in fernen Weltteilen Land, und dabei geht uns in der Heimat ein Gebiet nach dem andern verloren.

Durch glanzvolle äußere Aktionen die Ruhe im Innern zu erhalten, war die Politik Napoleons, die nach Sedan geführt hat

Gewiß, wir sollen mächtig nach außen sein, wir sollen unsre Stellung unter den ersten Völkern der Erde mit aller Entschiedenheit behaupten, mit allen Mitteln befestigen, aber wir sollen auch stark und einig im Innern sein. Nicht national oder sozial, nicht erst national und dann sozial, sondern national und sozial. Das ist keine leichte Politik für bequeme Regierungsleute und Politiker, aber sie ist die einzig mögliche für unser deutsches Volk.

* * *

So, nun habe ich die beiden Heftchen gelesen; mein Blick fällt wieder auf das Verlagszeichen, und ich verwerfe meine erste Meinung. Ich sehe genauer zu und glaube nun den Sinn gefunden zu haben. Es ist ein Sinnbild für die Politiker, die den bösen Drachen der Revolution dem Volke vorreiten, damit dies erschrecke und von dem kühnen Reiter willig sich führen lasse. Aber dieser kühne Reiter ist ein harmloser Engel, und der Drache ist ein gutes Tier, das nur ein wenig faucht und sich im schlimmsten Fall gegen seinen Reiter wendet. Es ist üblich, diese Politiker Reaktionäre zu nennen.

Ich meine: mag eine Politik reaktionär oder revolutionär sein — gleichviel, wenn sie unser Volk leistungsfähiger und tüchtiger macht. Die jetzt so viel gescholtnen Reaktionäre sind nicht deshalb zu bekämpfen, weil sie Reaktionäre sind, sondern weil sie eine thörichte Politik treiben, nicht Kräfte im Volke entfalten, sondern hemmen oder verwüsten. Philipp Stein

Verschiedenes

Das Narrenschiff. Blätter für fröhliche Kunst. Redakteur Dr. Abels. Berlin. Erster Jahrgang, Nr. 1.

Ein älterer Herr drückte mir mit dem Ausdruck starker Entrüstung die erste Nummer des „Narrenschiffs" in die Hand. Ich hatte die Anzeige des Blattes an den Littfaßsäulen gelesen und gehört, es solle ein Konkurrenzunternehmen von Berliner Künstlern gegen die „Jugend" sein. Der Titel ließ edlen Witz erhoffen, die Namen hervorragender Künstler wie Liebermann, Skarbina erregten Interesse. Doch was sagt das erste Heft?

Es bringt zuerst eine etwas fade Taufrede, die uns mit den Namen der Mitarbeiter bekannt macht, Trivialitäten wie „Du ahnst es nicht" aufnimmt und mit dem edlen Verse schließt:

In dieser Hoffnung tauf ich dich,
Du allerjüngste Flottentype,
Mein Narrenschiff — so grüß ich dich —
Fahr wohl! — Das Uebrige ist pipe.

Ob die letzten Worte dem Leser den Wert der übrigen Seiten zart andeuten sollen, weiß ich nicht. So viel weiß ich, daß nun nach der Studie eines alten, rauchenden Mannes von Liebermann das neuste Machwerk von Heinz Tovote folgt: Töte mich! Wer das Unglück hatte, einmal ein Buch von Tovote in die Hand zu bekommen, wird wissen, daß man bei diesem Schriftsteller gut thut, nicht vor, sondern nach der Lektüre seine Hände zu waschen. Trotzdem hat mich dies Gesudel entsetzt. Inhalt: Bekehrung einer ehebrecherischen Frau von der thörichten Meinung, der Ehebruch sei ein Unrecht, das der Gatte mit ihrem Tode rächen müßte, zu dem erhabnen Standpunkte, daß man es ihr nicht anmerke, und sie also weiter . .

Dieser elende Schmutz in der Probenummer eines neuen Blattes, das sich fröhlicher Kunst widmet! Dazwischen eine Abendsonne im Grunewald von Leistikow und zwei Straßenbilder von Skarbina und Ury. Nach einigen kleinern Gedichten und dergl., in die sich auch ab und zu Witz verirrt hat, und einer Polemik gegen die Böcklin-Ausstellung lesen wir ein Spottgedicht über die geringe Unterstützung, die das deutsche Volk dem Dichter Detlev von Liliencron hat zukommen lassen. Leider ist das Gedicht „Deutschland, Deutschland über alles" dazu verwendet; mit eignem Geiste konnte der Spötter dem verdienten Dichter wohl nicht zu Hilfe kommen. Dann wird ein Kunstmäcen, wie ich erfahre, ungerecht heruntergemacht, und auf einige Aphorismen folgt das Bild: Der Esel und die Heubündel, von Hans Baluschek. Hierüber kann ich nur sagen: ich schäme mich meines ehemaligen Schulkameraden, dessen Fertigkeit im Zeichnen einst das Jauchzen seiner Mitschüler wach rief. Unser Parodietheater ergießt die Schale des Spottes über ein Berliner Theater. Den Schluß bilden zwei Bilder, die, der Nachtseite großstädtischer Lokale entnommen, bemüht scheinen, Finsternis zu Licht, Gemeinheit zu Witz zu stempeln.

Das Blatt wurde auf den Straßen ausgeboten — es gehört in den Rinnstein, wenn die folgenden Nummern der ersten entsprechen, wie zu vermuten steht. Darf man hoffen, daß sich die Bessern im Volke endlich erheben, um den Kot in den Kot zu treten; oder soll der erste der oben erwähnten Aphorismen des Blattes Recht behalten mit der Sentenz: „Die Hoffnung hat rasche Pferde, aber sie bringen keinen Mistwagen von der Stelle"? ? ? Violet

Ludwig Rütimeyer. Gesammelte kleine Schriften allgemeinen Inhalts aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. Herausgegeben von H. G. Stehlin. 2 Bde. (400 und 455 S.) mit Porträt, Karte und Holzschnitten. Basel, Georg & Co., 1898.

Die kleinen Schriften des berühmten Basler Naturforschers, eines Gelehrten ersten Ranges, den die Akademien und gelehrten Gesellschaften Europas und Amerikas trotz seiner persönlichen Anspruchslosigkeit und Scheu vor öffentlichen Ehrungen doch schließlich mit einer ganzen Menge von Ehrentiteln überhäuft haben, verdienen auch die Beachtung des Leserkreises der Christlichen Welt. Allerdings vor allem der naturwissenschaftlich Interessirten unter ihnen, da Rütimeyer vom Fach Zoologe (der bedeutendste in der Schweiz neben Agassiz), Paläontologe und Geologe war. Aber wer von wirklich Gebildeten dieses Jahrhunderts der Naturwissenschaft wird nicht gerne beobachten, wie ein Anhänger und Förderer der Entwicklungslehre und Freund Darwins als begeisterter Herold einer idealistischen Weltanschauung auftritt und, gleich seinem großen Lehrer Karl Ernst von Baer (vgl. 1897 Nr. 52), nicht müde wird, bei allem tiefen Eindringen in die Geheimnisse der Schöpfung die Grenzen des Naturerkennens und die Beschränktheit alles menschlichen Wissens überhaupt zu betonen, wie auch allen voreiligen Behauptungen einer materialistischen Wissenschaft (Häckel) stets entgegenzutreten? Rütimeyer ist einer von jenen indirekten Apologeten des Glaubens, der, ohne in der Wissenschaft zu predigen, durch eine ethische Naturbeurteilung und durch ein lebendiges Gottesbewußtsein, das er nie zur Schau trägt aber den Leser als Grundstimmung ahnen läßt, praktisch viel mehr beigetragen hat zur Stärkung des Glaubensstandes als sehr viele jener direkten Verteidiger des Christentums, die ihrer schweren Aufgabe mit viel gutem Willen und einem großen Aufwande von Kenntnissen, aber ohne Tiefe und Takt obgelegen haben. Eben darum verdienen seine naturphilosophischen Schriften („Aufgabe der Naturgeschichte," „Grenzen der Tierwelt, eine Betrachtung zu Darwins Lehre," „Ueber die Art des Fortschritts in den organischen Geschöpfen") die Aufmerksamkeit Aller, denen daran gelegen ist, daß der materialistische Bann, der auf der Denkweise des jüngern Geschlechts von Medizinern und Naturforschern liegt, gebrochen werde. Einen Genuß reinster Art bietet sodann die Lektüre seiner hier gesammelten, gemeinverständlichen, geographischen Schriften: „Vom Meer bis nach den Alpen," Schilderungen von Bau, Form und Farbe unsers Kontinents, die sich in Formvollendung der Sprache und Vollgewichtigkeit des Inhalts würdig der Darstellung Alexander von Humboldts zur Seite stellen, und „Die Bretagne," ein wundervolles Stimmungsbild von Natur und Volk jener eigentümlichen Halbinsel. Hier läßt sich jenes Naturbeobachten erlernen, das zum Naturempfinden wird, jene tiefere ästhetische Naturerfassung, die unserm heutigen vielreisenden, aber doch für Naturoffenbarung nicht sehr empfindsamen Geschlechte not thäte. Schließlich sei noch erwähnt, daß Rütimeyer aus einem schweizerischen Pfarrhaus stammte und selbst vier Semester dem Studium der Theologie widmete, worauf er noch am Ende seines Lebens mit Dankbarkeit zurückblickte. — Eine kleine biographische Skizze (47 S.) seines Lebens, das besonders auch für Selbsterziehung wertvolle Anregungen enthält, ist 1897 bei R. Reich in Basel erschienen. Iselin

Drumtochty. Vor mir liegt ein kleines geschmackvoll ausgestattetes Album, das als Neujahrsgruß geflogen kam: Drumtochty. A series of views to illustrate Jan Maclaren's Works. Edinburgh, Macniven & Wallace. (1sh.) Die Verehrer Maclarens werden es gern zu den drei Bänden Dorfgeschichten legen; es enthält zehn hübsche photographische Aufnahmen von Oertlichkeiten, die dem Leser liebgeworden sind: das Dörflein im Thal, die Tochtybrücke, die Dorfstraße, die Free Kirk, die mit soviel Humor beschriebne Sakristei im Kirchlein, Carmichaels Pfarrhaus, der alte Friedhof, wo die Honoratioren vor der Kirche die Wochenereignisse verarbeiten, das Herrenhaus, des alten Doktors Wohnung und die prachtvolle Glen Urtach. — Das ist modernes Illustriren! Könnte man sich ein entsprechendes Album denken mit Photographien vom Watergraben, wo das berühmte „Rangdewuh" stattfand, von Madame Nüßlers Wohnstube, von Pümpelhagen, vom Schlosse des Herrn von Rambow, von dem Blumengarten der „lütten Fru Pastern"? Ohne Gefahr sind solche photographische „Enthüllungen" nicht. Wer verbürgt uns, daß nicht die Großstädter sich in Scharen nach Drumtochty begeben? Wehe, wenn sie losgelassen! P J

Ein neuer Fund. Die Londoner Christian World bringt die interessante Nachricht, daß unter den aus der alten Synagoge in Kairo nach London gebrachten alten hebräischen Handschriften sich ein Palimpsest*) mit zwei Stücken der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments von Aquila befindet, nämlich 1. Kön. 20, 7—17 und 2. Kön. 23, 11—27. Einen ausführlicheren Bericht über diesen wertvollen Fund wird die Chronik bringen.

*) D. h. eine auf schon vorher beschriebenem Pergament stehende Handschrift. In unserm Falle ist über den ältern griechischen ein jüngerer hebräischer Text geschrieben. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 3 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 7. Februar 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Theologische Wissenschaft und Volksschule.“

Magdeburg: Vierteljahrs-Versammlung, 2. Februar 1898, 3 Uhr nachmittags, Wuthes Hofbräu (Hasselbachstraße 1): „Die christliche Lehre vom Eigentum in Theorie und Praxis.“

Für die Erziehungsanstalt der Brüdergemeine (Realschule) zu Gnadenfrei in Schlesien wird ein **Kandidat der Theologie** zur Hilfe bei der Erziehung der Knaben gesucht. Eintritt 1. Februar. Eine zweite Stelle ist am 1. März zu besetzen. Meldungen mit Zeugnissen sind zu senden an

G. Lentz, Direktor.

Ein gebildetes, kinderloses Ehepaar,

dem Treue die Triebfeder seines Handelns und taktvolles Benehmen zur andern Natur geworden ist, das auch vor keiner Arbeit sich scheut, wird zur Hilfe in einer großen Erziehungsanstalt für arme Kinder beiderlei Geschlechts gesucht. Der Mann hat als Hauswart (Hausinspektor) mit einer Anzahl schulpflichtiger Knaben vorwiegend mancherlei für den Haushalt erforderliche Arbeiten auszuführen, die Frau eine Schar konfirmirter Mädchen zur Reinigung eines Teiles der Anstaltsräume anzuleiten und bei ihren Arbeiten dauernd zu überwachen; beide haben an der Lösung der erziehlichen Aufgaben an ihrem Teile mitzuwirken.

Das Gehalt beträgt bei völlig freier Station (Wohnung, Beköstigung u. Reinigung der Wäsche) 600 Mk. jährlich für den Mann und 500 Mk. für die Frau. Die Anstellung erfolgt mit dem Vorbehalt gegenseitiger sechswöchentlicher Kündigung.

Bewerbungen mit kurz. Lebensabriß, Abschriften von Zeugnissen und einer ärztlichen Bescheinigung über guten Gesundheitszustand, sowie mit einer Angabe darüber, wann der Antritt erfolgen kann, sind zu richten an die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler, A.-G., Hamburg**, unter **W. E. 579.**

Suche für mein Mündel und Pflegetochter, Ostern 1897 konfirmirt, 15 Jahr alt, **Stellung als Dienstmädchen nach auswärts**, sofort oder 1. April und in christliches Haus, Pfarrhaus bevorzugt. Gute Behandlung vorausgesetzt, wird Lohn für erste Zeit nicht beansprucht, später nach Uebereinkunft. Offerten unter **Nr. 28** an Expedition dieses Blattes erbeten.

Billige, wohlerhaltene, antiquarische Bücher!

Reuter's Werke. Volksausg. 7 Bde. Rot Lwd. statt 29.40 M. für 21 M.
Brockhaus, Conversf.-Lexik. 17 Bde. 14. (Jubil.-)Ausgabe. Origbde. statt 170 M. . . für 95 M.
Strauß, D. Fr., Schriften. 12 Bde. Origlwd. statt 75 M. für 40 M.
Lichtenberger, Encyclopédie des sciences relig. 13 vols. Hlwd. statt 230 M. . . für 70 M.
Meyer's Konvers.-Lexikon. 5. Aufl. (letzte). 17 Bde. Eleg. Hfz. statt 170 M. . . . . für 125 M.
Brehm's Thierleben. 6 Bde. Lwd. statt ca. 100 M. . für 20 M.
Rosegger, ausgew. Werke. Mit 600 Illustr. 6 Bde. Lex. 8°. Origbd. In 2 Bänden etwas fleckig statt 75 M. für 30 M.
Meyer's kleines Konvers.-Lexikon. 5. Aufl. 3 Bde. Leipzig, 1892. Origbd. statt 24 M. für 18 M.
Vehse, E., Geschichte d. deutschen Höfe seit d. Reformation. 48 Tle. statt 180 M. . . für 90 M.
Sybel, Begründung d. deutschen Reiches. 7 Bde. Eleg. Hfz. statt 66.50 M. . . . . für 50 M.
Rosenberg, Geschichte d. modernen Kunst. 2. Ausg. 3 Bde. Origbd. statt 40 M. . . . für 12 M.
Weber, Allgem. Weltgesch. 15 Bde. u. 4 Reg. 1857—80. Pp. statt 98.65 M. . . . für 35 M.
Spamer's Convers.-Lex. 2. Aufl. 8 Bde. Origbd. statt 48 M. . . . . für 20 M.
Pank, Ev. Matth. 2 Bde. 2. Aufl. Eleg. Lwd. statt 18 M. für 13 M.
Meyer's Convers.-Lex. 3. Aufl. Compl. in 22 Bdn. 1874—84. Origbde. statt 202 M. für 45 M.
Dryander, Ev. Marci. 2 Bde. 2. Aufl. Eleg. Lwd. statt 15 M. . . . . für 11 M.
Spamer's Weltgeschichte. 2. Aufl. 8 Bde. Mit viel. Illustr. Orighz. statt 82 M. . für 40 M.
Kögel, D. Evangelium Johannis. 2 Bde. Eleg. Lwd. statt 18 M. . . . . für 13 M.
Weltgeschichte, allgem., v. Flathe, Hertzberg u. A. Mit vielen Illustr. 13 Bde. Eleg. Hfz. statt 180 M. . . . . für 90 M.

Ankauf von Bibliotheken und einzelnen guten Werken. Kataloge gratis und franco.

Braunschweig. Wilhelm Scholz, Antiquariat.

Schleusingen.

Kgl. Preußisches protestantisches Vollgymnasium.

ca. 170 Schüler, verbunden mit Alumnat von 50 Stellen. Pensionspreis 460 Mk., oder bei Genuß von Beneficien: 360, 260, 160 und 60 Mk. Anmeldungen an die Direktion.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen; autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch

F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond“ von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen.

J. C. B. Mohr.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-, Cheviot- und Kammgarnstoffe in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar- und Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann

in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Pfeiffer PIANOS

Flügel, Pianinos, Tafelklaviere empfohlen von I. Fachaut. weg. groß. brillantem Ton, unverwüstlicher Stimmhaltung und **niedrigen Preisen.** Mechanik, bester **Garantie. Vorzugspreise** f. Herren Geistliche. **Zahlungserleichterung.** Aeltere Klaviere in Tausch. Illustr. Preislistegratis. **J. A. Pfeiffer & Cie., Stuttgart,** Königl. württ. Hofpianofortefabrikanten.

Bitte zu bestellen unter Garantie frischer und guter Ankunft franko 9 Pfund hochprima Süßrahmbutter I, Mk. 6,50, 9 Pfd. feinsten Blumenhonig, edelste Tafelsorte, Mk. 4,50, 4½ Pfd. Butter, 4½ Pfd. Honig, beide für nur Mk. 5,50. — **Gänsefedern,** stiel- u. staubfreie, schneeweiße, daunenreiche, pr. 1 Pfd. Mk. 1,10, Halbdaunen Mk. 1,40; geschlissene weiße, pr. Pfd. Mk. 2,10; Halbdaunen, blendend weiß, Mk. 2,40. Musterfedern gratis u. franko. — Pünktliche u. reelle Bedienung garantirt. **Salom. Andermann, Buczarz 33,** via Breslau.

Soeben erschien:

Theolog. Anzeiger III.

Relig.- u. Konfirmandenunterricht.

J. Krause, Ant., Halle a. S.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

B. Baentsch, Geschichtsconstruction oder Wissenschaft.

IV. 50. 1.—.

Ein treffliches Schriftchen, welches wir besonders zur Massenverteilung an preuß. Cultusbehörden, Consistorien u. Synoden empfehlen möchten, ist das von Baentsch, in welchem in klarster Zusammenfassung die logisch-historische Notwendigkeit der Grundzüge der Wellhausen'schen Ausführung der Graf'schen Hypothese, insbesondre an der Geschichte David's, für alle solche dargelegt wird, welche das Denken noch nicht aufgegeben haben; wie denn auch in der Versammlung, in welcher dieser Vortrag gehalten wurde (NB! auf staatsrechtlich preußischem Grund und Boden), keiner der anwesenden zahlreichen pastoralen Gegner auch nur ein Wort dagegen hat vorbringen können. Vgl. Th. L. Bl. 50 (Sellin [spricht sich im Ganzen recht vernünftig aus]). Theol. Jahresbericht 1896.

J. Krause, Verlag, Halle a. S.

Eine Partie garantirt reinwollene Tuch-, Cheviot- und Buckskin-Reste für Herren- u. Knabenanzüge, geeignet zum Tragen für das ganze Jahr, werden zu sehr billigen Preisen abgegeben. Muster stehen gern franko zu Diensten.

H. Herion,

Königsstr. 18, Stuttgart.

Zeitschriften-Schau.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Chronik der Christlichen Welt, herausgegeben von Pfarrer Erich Foerster. Wöchentlich eine Nummer. Vierteljährlich M. 1.50. Postzeitungsnummer 1565.

Nr. 2: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die altpreußische Generalsynode; Württembergische Landessynode; Die württembergischen Pietisten; Preßstimmen über die altpreußische Generalsynode — Verschiedenes: Der Prozeß Paßler-Kadnár; Jubiläum und Kongreß für Innere Mission; Vermischte Nachrichten — Personalien.

Nr. 3: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Verhandlungen der Generalsynode über die Evangelisation — Römische Kirche: Der Alberschweiler Fall; Von dem aus Amerika entfernten Professor Schröder; Ueber die Ereignisse an der Freiburger katholischen Universität; Der Begriff des römischen Priesters; Zar und Papst; Ketzerbibliothek — Verschiedenes: Griechisch-orthodoxe Kirche und Protestantismus — Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Allgemeines statistisches Archiv. Herausgegeben von Dr. Georg von Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., Professor an der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg. Erscheint in zwangloser Folge in Heften von verschiedenem Umfang. IV. Jahrgang. II. Halbband. Preis M. 8.—.

I. Abhandlungen: M. du Prel, Die Bedeutung von Stammbäumen für die Erkenntnis des Bevölkerungsganges. — G. v. Mayr, Internationale Jahresberichte über die Bevölkerungsbewegung. II. Statistische Technik: G. v. Mayr, Zur Technik der Ausbeutung berufsstatistischer Angaben. — III. Statistische Ergebnisse: L. v. Besser und Ballod, Sterblichkeit der orthodoxen Bevölkerung Rußlands 1851—1890. — A. Geißler, Zur Kenntnis der Geschlechtsverhältnisse bei Mehrlingsgeburten. — Fr. v. Juraschek, Die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, nach der Zählung des Jahres 1895. — Derselbe, Auswärtiger Handel der französischen Kolonien 1882—1891. — F. W. R. Zimmermann, Die katholische Bevölkerung im Herzogtum Braunschweig. — A. Sartorius Frhr. von Waltershausen, Ein Stück Sozialgeschichte in Zahlen. — Vorläufige Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 im Deutschen Reich. — Vorläufige Ergebnisse der deutschen Volkszählung vom 2. Dezember 1895. — Volkszählungsergebnisse (2. Dezember 1895) im Großherzogtum Luxemburg. — IV. Litteraturübersicht. V. Statistische Gesetzgebung und Verwaltung. — Verschiedenes. VI. Internationale statistische Uebersichten: F. v. Juraschek, Auswärtiger Handel. — G. v. Mayr, Der Selbstmord.

Zeitschrift für die Gesammte Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. A. Schäffle. Preis des Jahrgangs von 4 Heften M. 16.—. Einzelne Hefte à M. 5.—.

LIII. Jahrgang, IV. Heft. I. Abhandlungen: A. Schäffle, Ueber den wissenschaftlichen Begriff der Politik. — G. Grupp, Kapitalistische Anfänge in der Landwirtschaft und im Gewerbe. — E. V. Robinson, Das Wesen des Bundesstaates. — E. Feibelmann, Die schweizerischen Notenbanken und der gegenwärtige Stand der Zentralisationsfrage. — II. Miszellen: Ratzel über Morgans Entgegenstellung von Societas und Civitas. — Der Anteil der sozialen Klassen am Landtags- und Gemeindewahlrechte in Preußen. — Für die Bewegung innerhalb der geistlichen Orden und ordensähnlichen Congregationen der römisch-katholischen Kirche. — Die deutsche Auswanderung nach Nordamerika nach dem Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt New-York für 1895. — Die Abnahme des Analphabetentums. — Ueber die sozialpolitischen Aufgaben bezüglich der Hausindustrie. — Die Preisentwicklung im Jahre 1895. — Zunahme der maschinellen Kleinbetriebe in der Bijouteriefabrikation. — Armenpflege und Arbeiterversicherung. — Die Auflösung der Arbeitslosenkasse in St. Gallen. — Die Wiener Enquete über Frauenarbeit. — Die Veränderungen im Geburtenüberschusse der verschiednen Länder seit 1801 bezw. 1874. — III. Litteraturübersicht.

Jahrbücher der Württembergischen Rechtspflege. Herausgegeben von den Mitgliedern des Oberlandesgerichts und des Verwaltungsgerichtshofes zu Stuttgart und des Vorstandes der württembergischen Anwaltskammer. Erscheint zwanglos, pro Band 3 Hefte zu M. 6.—. Einzelne Hefte à M. 3.—.

IX. Band, 2. Heft: Entscheidungen des Oberlandesgerichts. A. In Civilsachen. B. In Strafsachen. — Litterarische Anzeigen: Das Bürgerliche Gesetzbuch mit den Motiven und sonstigen gesetzgeberischen Vorarbeiten, herausgegeben von L G R Dr. Haidlen.

Clara Hahnke
Johannes Wendland
Predigtamtskandidat
Verlobte.
Berlin. Wittenberg a. E.

Matthias, Ad., Pastor. **Handbuch zum neuen Testament.** I. Teil: Das Evangelium nach Matthäus. Ein Handbuch für Geistliche, Lehrer an höheren Schulen und für Studierende. M. 2.50.

Es ist bestimmt anzunehmen, dass dadurch der Verfasser einem tiefgefühlten Bedürfnis entgegen kommt. Die Resultate der Bibelkritik fliessen sonst nur tropfenweise in die Oeffentlichkeit. Wir müssen darum recht dankbar sein für ein Bibelwerk, das uns die Schriften des neuen Testaments im vollen Lichte der heutigen Wissenschaft darbietet. Ganz bestimmt sind aber auch die Grenzen des menschlichen Forschens und Begreifens bei gewissen heilsgeschichtlichen Ereignissen bezeichnet.
Paedagog. Zeitung 1896 No. 11.

J. Krause, Verlag, Halle a. S.

Geschichten Besessener neuerer Zeit. Von Justinus Kerner, neu herausgegeben. 45 Pf. in Briefm. **K. Lessing, Tübingen.** Notwendig zum Verständnis der Dämonengeschichten des Neuen Testaments.

In Nr. 43 und 44 der Ch. W. war dieses Inserat mit einem Druckfehler aufgenommen worden: es stand R. statt K. Lessing. D. V.

Ich offerire:
Dryander, Pred. über 1. Johs. Brief, geb., 1898; statt 4.60 M. für **2.80 M.** Vorrat nur 10 Exemplare.
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

57. Jahrgang

Preis: vierteljährlich 9 Mark

Post-Zeitungs-Nr. 3063

Die Grenzboten sind nach jeder Richtung hin unabhängig, sie huldigen keiner Partei und keinem Dogma, weder einem religiösen noch einem politischen noch einem sozialen. Woran sie mitarbeiten wollen, das ist die Größe und das Glück des Vaterlandes. Diese aber sind unzertrennlich verbunden mit der nationalen monarchischen und christlichen Grundlage unsrer Zustände. Die Grenzboten erkennen es gegenwärtig als die wichtigste Aufgabe, den gewaltigen Kräften des deutschen Volkes einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen, also Weltpolitik im richtigen Sinne des Wortes zu betreiben. Sie treten für jede mögliche Verbesserung in der Lage der handarbeitenden Klassen ein, ohne zu verkennen, daß eine Beseitigung aller Übelstände in unsrer nun einmal unvollkommnen Welt nicht möglich ist, und daß für die große Masse der Menschen die harte körperliche Arbeit notwendig ist, wenn unsre Kultur bestehen soll. Sie sehen in dem Staate nicht eine Zwangsanstalt, sondern das zur Macht geeinte Volk, die ursprünglichste und umfassendste aller menschlichen Institutionen. Sie wollen in Kunst und Dichtung eine gesunde Fortentwicklung, die den Eigentümlichkeiten unsrer Zeit gerecht wird; aber die Neigung, alle alten Ideale aufzuheben und alle ästhetischen Werte umzuwerten, lehnen sie als eine anspruchsvolle Verirrung ab. Sie halten fest an dem Stolze und an der frohen Zuversicht auf eine große Zukunft unsers Volkes, aller jämmerlichen Reichsverdrossenheit und allem schwarzgalligen Pessimismus zum Trotze.

Ostern in Jerusalem.

Billige Frühjahrsreise nach dem Orient mit dem eleganten und bequemen Salon-Schnelldampfer Umberto I **für nur Mk. 850.** und mehr, je nach Lage der Kabinen.
Endtermin der Anmeldung: 14. Februar.
Programme und nähere Auskunft kostenfrei durch die Generalvertretung **Adolf Klett,** Eberhardstrasse 11, **Stuttgart,** sowie durch Stadtpfarrer **Dr. Benzinger in Neuenstadt a. Kocher** (Württbg.).

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig